

**IN KAMERUN:  
ZUGVOGELS REISE-  
UND  
JAGDABENTEUER**

---

C. Falkenhorst



2501







In Kamerun.



Нächtlicher Überfall.

# In Kamerun.

---

## Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.

Der reifern Jugend erzählt

von

C. Falkenhorst.

---

Mit 43 Abbildungen.

---

Sechste Auflage.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

---

1893.

## Dorwort.

---

Der Held der nachstehenden Erzählung war vor Jahren einer meiner besten Schüler, den ich wegen seines geraden aufrichtigen Wesens stets lieb hatte.

Schon als er bei uns auf dem Gymnasium war, nannten ihn alle den „Zugvogel“; denn er mochte nicht, wie das seine Vorfahren seit altersher gethan, an der Scholle kleben, sondern trug sich immer mit weiten Reiseplänen. Die Kunde von den großartigen Entdeckungen, welche Livingstone, Stanley, Nachtigal, Schweinfurth und andere in den letzten Jahren gemacht hatten, erweckte in ihm ein unbezähmbares Verlangen, in die weite Welt hinauszuziehen und jene Wunderländer, von denen er so viel gelesen, mit eigenen Augen zu schauen.

Nachdem er mit dem besten Zeugnis das Maturitätsexamen bestanden hatte, wußte er von seinem Vater die Erlaubnis zu erwirken, daß er als Handelslehrling in ein großes Hamburger Haus, welches nach allen Welttheilen Schiffe ausandte, eintrat. Mit Zustimmung seiner Eltern unternahm er im Jahre 1880 seine erste Reise nach Afrika, von der er mir später so viel Interessantes berichtete, daß ich beschloß, die Erlebnisse meines jungen Freundes, welcher damals etwa 19 Jahre alt war, niederzuschreiben und zur Belehrung der Jugend der Öffentlichkeit zu übergeben.

---

# Inhalt.

Vorwort. . . . . C. v

## I. Auf der Fahrt nach Kamerun.

Der letzte Gruß Europas. — Der Himmel der Heimat war es nicht mehr! — Das tropische Meer. — Ankunft in Freetown. — Werbung der Kruneger. — Zugvogel's erste Enttäuschung. — Wie Zugvogel den „Sohn des Windes“ kennen lernte. — Heimweh und neue Freundschaft. — Unglück bei Kap Palmas. — Die Krone Groß-Friedrichsburg. — Jan Cuny. . . . . 1—14

## II. Ankunft in Kamerun.

Der Götterberg. — Die Mündung des Kamerunflusses. — Die Mangrove-sümpfe. — Auf der Yacht „Anna-Marie“. — Eine treffliche Mahlzeit. — Lanter Konservebüchsen. — Trommel-Champagner. — Zwei Schwarze. — Rätselhafte Unterhaltung. — Der Schwarze Tom. — Am Kaffeetisch der „Anna-Marie“. — Geheime Instruktion. . . . 15—28

## III. Unter den Palmen.

Ausflug nach Kamerun. — Landung auf Jan Cuny's Rücken. — Die „Könige von Kamerun.“ — „Palaver.“ — König Bell und seine Untertanen. — Sein Gegner Aqua. — Der schwarze Kronprinz. — Die Ölpalmen. — Das Palmöl. — Die „Stämme.“ — Ein Stück Welthandel. — Die Gewinnung des Palmweins. — Die Trommelsprache. — Des Königs Kriegsboote. — Unerwünschte Handelsförderung. — Ein Meisterschuß. — Der schwarze und der weiße Vogelstötter. . . . . 29—45

#### IV. Eine Festnacht in Kamerun.

Das Inzujest. — Tänze der Eingeborenen. — Ein verdächtiger Missionsneger. — Jan Cunys Versuchung und Schlaueit. — Auf der Fahrt. — Geheimnisvolle Unterredung. — Vorbereitungen zur Jagd. — Das Reisen in Afrika. — Fluchtpäne Jan Cunys. — Ein nächtliches Rendezvous. . . . . 46—55

#### V. Nach dem Urwald!

Glück auf! — Durch die Creeks! — Pelikane und Flamingos. — Ein gefiederter Baukünstler. — Die besten Taucher der Welt. — Krokodile und Barane. — Springende Fische. — Der „Krakkenfluß.“ — Ankunft in Mbanga. — Ein schlauer Monarch. — Die afrikanische Schwarzbräue. — Ein „Zimmer“ im königlichen Palast zu Mbanga. — Das Knüppelbaumbett. — Rattenfreuden. — Ausbruch nach dem Urwalde. 56—68

#### VI. Die Jagdhütte im Urwalde.

Ein Haus für 30 Mark. — Ein Urwaldbriefe. — Die Früchte des Wollbannes. — Wie die Eingeborenen Bäume fällen. — Morgengrauen im Urwalde. — Ein Adler grüßt den jungen Tag. — Die Humoristen des Urwaldes. — Affenschulen. — Meerkapenbalgerei. — Affenbraten. — Eine Nesterkolonie. — Die Webervögel. — Sonderbare Nester. — Ein Königspapagei. — Jakos Lebensgewohnheiten. — Ein berühmter Sprachkünstler. — Grüne Tauben. — Nashornvögel. — Riesenhelmvögel. — Lebende Blumen. — Am Weihnachtsabend. — Gäste aus Deutschland im Urwalde. — Stille Nacht, heilige Nacht! . . . . . 69—88

#### VII. Riesen und Zwerge.

Ehrwürdige Häupter. — Eine seltene Porträtgalerie. — Das erste Zusammentreffen Zugvogels mit Flußpferden. — Jagdfieber. — Ahtspündige Jagdtrophäe. — Die Bassisten des Urwaldorchesters. — Ein vorjüdischer Zweikampf. — Harpunenjagd. — Eine seltene Delikatesse. — Der Kasserbüffel ist da! — Die gefährlichste Jagd. — Zur Tränke. — Unvorsichtig! — Ein Fall in die Dornbüsche. — Auf der Elefantenspur. — Ein Bahnbrecher ohne gleichen. — Ein Pflanzenwunder. — Das Nachtmahl der Dichtäuter. — Fehlgeschossen! — Moskitoz und Sandfliegen. — Wanderameisen. — Der Sandstoh. — Zu wenig gelernt. . . . . 89—106

### VIII. Schreckenslage.

Jan Cuny verschwunden. — Vergebliches Suchen. — Gerechtfertigter Verdacht der Untreue. — Von den Gespenstern des Urwaldes und dem Aberglauben der Eingeborenen. — Die Hegenprozesse. — Die Giftprobe. — Muechelmord durch vergiftete Nadeln. — Sagen und Märchen. — Verzauberte Gewässer. — Verzauberte Prinzessin. — Der Berggott. — Verhängnisvolle Lockung. — Der Hort der verzauberten Prinzessin. — Ein Baum ohne Nachkommen. — Auszug des Gewitters. — Von Sekunde zu Sekunde ein Blitz. — Im Urwalde verirrt. — Hunger und Durst. — Die Nacht im Freien. — Im grünen Labyrinth. — Die Antilope. — Fort von dem geheimnisvollen See! — In den Gängen der Flußpferde. — Menschliche Laute nach so langem Alleinsein! . . . . . 107—121

### IX. In der Hexenhütte.

Ein Fetischweib. — Schlechter Empfang. — Ungeahnter Wert eines Hemdes. — Ein seltsames Kind. — Schlimme Träume. — Angstvolles Erwachen. — Jan Cuny gefunden. — Jan Cunys Leiden und Schicksal. — Der Schwarze Tom, ein elender Betrüger und Verräter. — Verkaufte Kinder. — Rettungspläne. — Ein seltsamer Ehrensold. — Ein Tag ohne Hemd. . . . . 122—134

### X. Auf, ins Gebirge!

Wieder in der Jagdhütte. — Die Aufgaben des Afrikaforschers. — In der Höhenregion. — Ein Blättermeer ohne Ende. — Ein Blick auf das Kamerundelta. — Der Berggott hat weiße Kleider angelegt. — Ein Grasbrand. — Dunkle Ahnungen. — Von den Besteigungen des Kamerunberges. . . . . 135—147

### XI. Bei den schwarzen Tirolern.

Jan Cunys Warnung. — Verraten. — Nächtlicher Überfall. — Gerechte Strafe. — Dankgebet. — In dem Alpendorf. — Schwarze Ritter. — Blutsfreunde. — Ein Turnier. — Abschiedsfeft. . . . . 148—156

### XII. Heimkehr.

Fieberkrank. — Zurück in das Thal. — Wieder auf „Anna-Marie“. — Der schönste Augenblick einer Afrikareise. . . . . 157—159

## Abbildungen im Texte.

	Seite
Bie von Teneriffa. . . . .	2
Fliegende Fische. . . . .	3
Krümeger. . . . .	5
Der „Sohn des Windes“. . . . .	7
Groß-Friedrichsburg. . . . .	11
Mangroveurzeln. . . . .	16
Die alte Voermannsche Faktorei in Kamerun. . . . .	17
Hull in Kamerun. . . . .	19
Das Innere der Hull. . . . .	21
Der Schwarze Tom. . . . .	25
König Bell. . . . .	33
Frucht und Blütenstände der Dpalme. . . . .	36
Savannenbrand. . . . .	37
Gewinnung des Palmöls. . . . .	39
Peltan. . . . .	57
Schattenvogel. . . . .	58
Schlangehalsvogel. . . . .	59
Krofobil. . . . .	61
Baraneibehje. . . . .	62
Schlammpringer. . . . .	63
Wurzeln des Wolbanms. . . . .	71
Wissenbande. . . . .	73
Dpalme mit Nestern von Webervögeln. . . . .	77
Nester von Webervögeln. . . . .	78
Nester von Webervögeln. . . . .	79
Nester von Webervögeln. . . . .	80
Grapapaget. . . . .	81
Papageitaube. . . . .	85
Köpfe von Flusspferden. . . . .	90
Flusspferd. . . . .	91
Ameisen (Arbeiter und Soldat). . . . .	103
Im afrikanischen Urwald. . . . .	105
Streifenantilope. . . . .	119
Schwalbe. . . . .	159

## Separatbilder.

Kriegsboot des Königs Bell. . . . .	42
Flucht von der Hull „Anna-Marie“. . . . .	53
Jagd auf Flusspferde. . . . .	91
Auf der Wuffeljagd. . . . .	96
Der Teitelefant. . . . .	100
Der kleine Kamerunberg. . . . .	139
Wid vom Heleneberg auf die Kamerungruppe. . . . .	144
Nächtlicher Überfall. . . . .	151



## I. Auf der Fahrt nach Kamerun.

Endlich war Zugvogels glühendster Wunsch erfüllt: er stand an Bord des Afrikadampfers „Nigritia“, nahm feuchten Auges Abschied von der heimatischen Küste und sah sich hinausgetragen auf den unendlichen Fluten des Oceans in die weite fremde Welt. Wie tausend andern winkten auch ihm die grünen Küstengelände Irlands den letzten Abschiedsgruß des alten Weltteils Europa; wie tausend andere versank auch er in Hoffen und Bangen, als Tage und Nächte lang das weit hinaussehende Auge nur Wasser und Wolken und Sterne erblickte.

Nach dem Süden ging die Fahrt: nach jenen Ländern der Märchen und Sagen, die einst kühne Abenteurer und mutige entschlossene Forscher auf dieselben Fluten hinausgelockt hatten; nach den Inseln zunächst, die einst die Inseln der Glücklichen genannt wurden und die Grenzmarke der Welt bildeten, auf welchen vor 400 Jahren der Nürnberger Martin Behaim lebte und aus den Überlieferungen der Eingeborenen und aus den Holztrümmern, die das Meer ans Ufer brachte, das Vorhandensein einer Neuen Welt erriet — Martin Behaim, der große Seefahrer, der Vorläufer von Columbus und Entdecker des jetzt so vielgenannten Kongostromes!

Die Wogen des Oceans rollen auf und nieder; die Furche, die von den Schiffen gezogen wird, verwischen sie in einer Minute — und doch ragt leuchtend über dem Wandelbaren und Vergänglichen die Erinnerung an Großthaten der Menschheit: nach Jahrhunderten erblickt noch das Auge die Spur der großen Forscher, die auf

Eroberungen des Geistes hinausgesegelt waren und siegreich vordringen in unbekannte Fernen.

So erzählte das Meer auch Zugvogel wunderbare Geschichten, zu stolzen Schiffen wurden die am Horizont auftauchenden Wolken; die großen Entdecker standen am Bug, und „Vorwärts! Vorwärts!“ murmelten ihre Lippen, obwohl sorgenvolle Gedanken ihre Stirn umbüfterten.



Pic von Teneriffa.

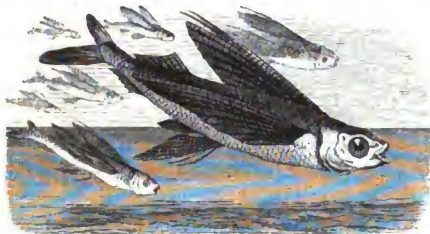
Vorwärts! Aus dem Keuchen der Dampfmaschine tönte dasselbe Wort entgegen, bis vor Zugvogels Augen der stolze Pic von Teneriffa auftrug, in lichten Wolkenmantel umhüllt, und vorwärts ging es, bis auch er verschwand und wiederum das unendliche Meer den Horizont umgrenzte und über den Wogenlinien nur der Himmel sich wölbte.

Aber der Himmel der Heimat war es nicht mehr! Der Polarstern war tiefer und tiefer gesunken, in den Wogen tauchte schon das Sternbild des großen Bären; dafür erschienen im hellen Glanze andere Himmelskörper. Das gewaltige Sternbild des

Skorpions wetteiferte um die Siegespalme mit den glänzenden Sternen des Centauren, die selbst das berühmte südliche Kreuz überstrahlten. Es war der Himmel des Südens!

Und wenn die Nächte still und lau waren, da erglänzte auch das Meer auf dem Kamm seiner Wogen, und funkenprühende Furchen zog das gespenstisch dahineilende Schiff: dann bot sich das Meerleuchten in seiner märchenhaften Pracht dem staunenden Auge des jungen Seefahrers dar.

Und wenn die Sonne aufstieg, heiß und sengend, trotz der Winterszeit heißer als in den Julitagen daheim, dann fesselten neue Bilder den Geist. Hier und dort sprangen Wasserstrahlen



Fliegende Fische.

über die leichtgekräuselte Oberfläche — die Anwesenheit der Wale verratend, die hier von Zeit zu Zeit so häufig auftreten, daß sie in diese Gewässer selbst die Schiffe der Walfänger locken. Manchmal auch entstieg ein Schwarm fliegender Fische den Wogen; wie ein silberglänzender Schatten huschte er in mehrere Meter hohem Vogen am Schiffe vorüber — und hinter ihm hoben in kurzen Sprüngen Raubfische ihre dunkeln Leiber aus der Flut, und über ihn stürzten sich pfeilschnell raubgierige Wöwen: ein spannendes Schauspiel des ewigen Kampfes ums Dasein!

Dann aber mehrte sich die Zahl der in Lüften kreisenden Vögel; Meeresswalben und Sturmvögel gesellten sich zu den Wöwen, und müde Schmetterlinge ließen sich aufs Deck nieder, die Nähe des Festlandes verratend.

Und noch in derselben Nacht stieg im matten Mondenschein die Küste des heißen Afrika aus dem Meere. Freetown, die Hauptstadt von Sierra Leone, lag vor Zugvogels Augen.

Hier hatte das Träumen und müßige Betrachten der Natur sein Ende und die Arbeit für das Haus „Gottfried“ sollte beginnen. Zugvogel hatte den Auftrag, in Freetown für die Kameruner Faktorei zwanzig Krunegeer als Arbeiter anzuwerben. Er brauchte nicht lange zu warten, um ihre Bekanntschaft zu machen. Auf ihren flinken Booten kamen sie schon von der Küste gerudert und umschwärmten bald das Schiff, dem Kapitän ihre Dienste anbietend. Dem Afrikareisenden ist dieses Schauspiel wohlbekannt. In Sierra Leone nehmen sämtliche europäische Schiffe eine Anzahl Neger an Bord, um ihnen schwerere Arbeiten zu übertragen und die weiße Mannschaft zu entlasten, die in dem tropischen Klima vor größeren Anstrengungen bewahrt bleiben muß. Selbst Kriegsschiffe mit ihrer strammen Disciplin machen keine Ausnahme von dieser Regel.

Der westafrikanische Neger ist im allgemeinen arbeitsfleh; nur die Krunegeer, die an der Küste von Sierra Leone bis Kap Palmas ihre Wohnsitze haben, sind unter allen Stämmen bereit, Kontrakte mit Weißen abzuschließen, in weitentfernte Faktoreien zu gehen und dort beim Löschen der Schiffe Dienste zu leisten. Nach Ablauf der ein- bis zweijährigen Kontraktzeit kehren sie in ihre Heimat zurück, um sich für den erworbenen Lohn ein Haus und eine Frau zu kaufen.

Das sind Vorzüge ihres Charakters, der sonst in seiner Verjchlagenheit dem der übrigen Neger durchaus gleich ist, was auch Zugvogel bald an sich selbst erfahren sollte.

Schon standen sie auf dem Deck, die starken, herkulischen Gestalten mit den breiten Schultern und gutmütigen Gesichtern. Ein schwarzer Streifen, der von den Stirnhaaren bis zur Nasenwurzel reichte, unterschied sie deutlich als Stammeszeichen von den andern Negern. Gestikulierend und gebrochene englische Worte ausstößend, verhandelten sie mit dem Kapitän.

Auch Zugvogel trat jetzt vor, breitete Baumwolltücher und Glasperlen — das afrikanische Geld — aus und warb mit Leichtig-

feit seine Leute. Mit dem üblichen „Angeld“ in der Hand verließen sie eiligst das Schiff, um von den Ihrigen in Freetown Abschied zu nehmen, und versprachen beim Sonnenuntergang wiederzukehren.

Befriedigt schaute ihnen Zugvogel nach und freute sich der Behendigkeit, mit welcher sie ihre Boote durch die weiße Brandung sicher geleiteten. So war die erste Aufgabe leicht und glücklich gelöst.



Runeget.

Da klopfte der Kapitän ihm auf die Schulter: „Junger Freund“, sagte er mit wohlwollendem Lachen, „Sie machten soeben die erste bittere Erfahrung an der afrikanischen Küste. Ich hätte Sie warnen können; aber durch den Schaden werden Sie klug für die Zukunft und können übrigens morgen das Verlorene wieder einholen. Ich ließ Sie darum gewähren, damit Sie lernen, wie vorsichtig man in Afrika sein muß.“

Befreundet schante Zugvogel zu dem Manne hinauf, dessen Antlitz schon wiederholt von der afrikanischen Sonne gebräunt wurde. Er begriff nicht den Sinn dieser Worte.

„Sehen Sie“, fuhr dieser fort, „jetzt erreichte die schwarze Bande das Land und sitzt im Trocknen und lacht über den dummen unerfahrenen Weißen. Das Angeld wird verjubelt, und kein einziger trifft heute Abend bei Ihnen ein. Und wenn Sie auch morgen ans Land gehen wollten, um sie zu zwingen, den Kontrakt zu halten: das würde Ihnen wenig nützen. Bevor Sie die Stadt betreten, ist die Bande längst im Busch verschwunden. Sie hätten so thun müssen, wie ich gehandelt habe; mindestens die Hälfte gleich hier behalten.“

„Das wäre zum Verzweifeln“, rief Zugvogel. „Ich müßte dann in unserer Faktorei ohne die Leute anlangen, die man dort ganz gewiß erwartet!“

„Sie können Ihren Fehler wieder gutmachen; darum ließ ich Sie ja in die Falle gehen“, erwiderte lachend der Kapitän. „Wenn meine Prophezeiung, woran ich nicht zweifle, eintrifft, dann gehen Sie morgen vor Sonnenaufgang nach Freetown und holen sich selbst die nötigen zwanzig Kerle mit einem schwarzen Hauptmann, der die Gesellschaft in Zucht und Ordnung hält.“

Es kam, wie der Kapitän vorausgesagt hatte. Vergeblich schaute Zugvogel am Abend nach der Küste hinüber; kein Boot näherte sich dem Schiffe; er war wirklich der Betrogene.

Die Morgen Sonne zerstreute am darauffolgenden Tage gerade die leichten Nebel, die von der See aufgestiegen waren, als Zugvogel die regelmäßig angelegten Straßen von Freetown betrat, wo in zweistöckigen, gelbgetünchten Häusern Europäer, in niedrigen Lehmhütten Neger wohnten.

Unter einem mächtigen Feigenbaume sah er in einer der Straßen einen Schwarzen auf den Knien hocken. Ein blaugestrichenes weißes Gewand umhüllte den Leib; aus den Falten desselben dunkelten die braunschwarzen Beine und Arme hervor, ein weißer Turban bedeckte das Haupt. Der Neger-Türke schien sein Morgengebet zu verrichten.

Zugvogel näherte sich ihm und fragte nach dem Hause eines deutschen Kaufmanns, an den er eine Empfehlung bei sich führte und der ihm im Notfalle mit Rat und That unterstützen sollte. Der Neger hob den Kopf, es war kein junger Mann mehr und

in seinem Gesichte las man unverkennbar einen deutlichen Zug thatkräftiger Energie.

„Der weiße Mann, welchen du suchst, ist auf Handel mit einer Karawane fortgezogen. Wohl dreimal wird noch die Sonne untergehen, bis er wiederkommt“, lautete die Antwort in ziemlich geläufigem Englisch.

Eine neue Enttäuschung! Tiefe Niedergeschlagenheit mußte sich im Antlitz Zugvogels widerspiegeln, denn der Neger fragte neugierig:

„Hast du denn keine Zeit zu warten? Das Haus des Weißen ist groß und geräumig; gern werden seine Leute dich bewirten und im Flug drei Tage und drei Nächte vergehen.“



Der „Sohn des Windes“.

Zugvogel schüttelte das Haupt: „Noch heute Nacht muß ich weiterfahren mit dem großen Schiffe, das im Hafen liegt.“

Ein verschmitztes Lächeln zog sich um die Lippen des Negers, und langsam sprach er:

„Ach, der weiße Mann ist betrogen worden. Die schlauen Krüjungen haben gestern für sein Geld Rum getrunken. Jetzt sind sie auf und davon. Du suchst sie vergeblich!“

„Wenn auch die Unehrliehen fort sind, so giebt es doch noch andere, die sich für Kamerun anwerben lassen. Weißt du welche, so nenne sie mir; ich will gern dankbar sein und dich beschenken“, sagte Zugvogel.

Der Neger sprang auf, sein Auge leuchtete und lebhaft

erwiderte er: „Der Sohn des Windes muß jetzt müßig in Freetown sitzen; zwölfmal wird sich der Mond verändern, bis seine Freunde wiederkehren und er mit ihnen in seine Heimat ziehen kann. Das ist eine lange Zeit. Der Sohn des Windes steht vor dir, und er ist bereit mit dir zu ziehen, denn du mußt einen Hauptmann haben, der deine Leute führt. Der Sohn des Windes ging schon oft mit den Weisen und kennt ihre Sitten. Willst du ihm vertrauen, so bringt er dir zwanzig Leute und bleibt ein Jahr mit dir — ohne dich zu betrügen, wie die andern es thun.“

„Du bist kein Krujung“, erwiderte Zugvogel, der jetzt vor-  
sichtiger war.

„Krujung!“ rief der Sohn des Windes verächtlich. „Du bist ein Fremder, da du nicht weißt, daß Haussa meine Heimat ist und daß der Weise sich glücklich schätzt, dem ein Mann der Haussa folgt. Zur Sklavenarbeit ist der Krujung gut; der Haussa ist Händler, Führer und Krieger. Und der Sohn des Windes ist ein Prinz in seiner Heimat“, fügte er mit Stolz hinzu.

Jetzt wußte Zugvogel, mit wem er zu thun hatte. Einer jener intelligenten Neger, die am obern Niger und Benué seit Jahrzehnten immer mehr Einfluß gewinnen, als Mohammedaner auf einer gewissen Kulturstufe stehen, an der Westküste als Soldaten hoch geschätzt werden, bot ihm seine Dienste an. Das war ein glücklicher Zufall, durch den die Scharte von gestern ausgeweitet werden konnte, und er beschloß den Mann zu engagieren. Und um dem Neger an getragener Sprache nicht nachzustehen und mit einem nicht weniger poetischen Namen zu prunken, sagte er mit Nachdruck:

„So wisse denn, Sohn des Windes, der Mann, der vor dir steht, wird Zugvogel in seiner Heimat genannt, seinen Reichtum sollst du kennen lernen; im Boote am Hafensrande liegen die Waren, mit denen er dich und deine Leute bezahlen wird.“

Als am Abend desselben Tages die kleine Schar der Krute an Bord des Schiffes anlangte, zeigte sich deutlich, daß der Sohn des Windes die Wahrheit gesprochen, daß er zum Führer und Krieger wie geboren erschien. Er legte das weite Gewand ab und nur mit dem gewöhnlichen Schurz bekleidet, mit einem



leichten Turban auf dem Kopf machte er selbst auf den mißtrauischen Kapitän den vorteilhaftesten Eindruck. Seine Krugungen wußte er in Zucht und Ordnung zu halten, seinem neuen Herrn war er ein ergebener Diener. Freilich wußte es Zugvogel nicht, warum dieser Neger so einsam und fern von der Heimat in Freetown weilte, warum er so freudig und begierig die Gelegenheit ergriff, in den Dienst eines Europäers zu treten.

„Warum ziehst du, der du ein Prinz bist in deiner Heimat, mit mir in ein dir unbekanntes Land als Diener eines unbekanntes Mannes?“ fragte ihn eines Abends Zugvogel, als der Sohn des Windes mit niedergebückten Knien sitzend stillschweigend in das Meer hinauschaute.

„Und warum nennen dich die Leute den Zugvogel“, erwiderte er, „warum bleibst du nicht dort, wo dein Nest von deinen Eltern gebaut wurde?“ und während ein Lächeln um seine Lippen zuckte, versank der Sohn des Windes wiederum in das gleichmütige Hinstarren.

Bald breitete die Nacht ihre Schatten über die schimmernde Fläche des Oceans, am Horizont stieg der Mond aus den Fluten und schien hernieder auf das vorwärtsleuchende Schiff, färbte die Raan und Masten mit silbernem Glanze, brach seine schwachen Strahlen in der aufwärts steigenden Rauchwolke und wandelte in ein Märchen, in ein Traumgebild die nächtlichen Stunden der Fahrt.

Tiefe Stille herrschte auf dem Schiffe, und in ein süßes Träumen verfiel auch Zugvogel. Er sah das Haus mit den Kofköpfen am hohen Giebel, mit der breitästigen Linde vor dem Thor und den schlanken Pappeln im Hintergrunde, auf einer derselben das unerreichbare jahraus jahrein bezogene Nest der Störche, und in der Laube des vom heraufschendenden Flieder duftenden Gartens frohe, bekannte Gesichter; da hoben sie die Gläser und stießen an mit funkelndem Weine auf das Wohl des Jüngsten; möge ihn Gott beschützen auf der weiten, weiten Fahrt! —

Und er fühlte den Druck ihrer Arme, das Pochen des Vaterherzens an seiner vor Erregung fliegenden Brust und den beglückenden, Friede bringenden Kuß der einzigen besten Mutter.

Das Heimweh ergriff ihn tief und mächtig, Thränen perlen über seine Wangen, und schluchzend barg er das Antlitz in seine Hände. Als er die Augen wieder in die Höhe hob, stand vor ihm mittheilbar niederblickend der Sohn des Windes und eine Frage schwebte auf seinen Lippen.

Da schien der junge Seefahrer sich seiner Schwäche zu schämen, und eilig aufspringend fragte er seinen schwarzen Begleiter:

„Hast du Vater und Mutter und liebe Geschwister in deiner Heimat? Sieh, im Traume erschienen sie mir alle, und ich weinte, daß sie so fern von mir.“

„Vater und Mutter“, erwiderte kopfschüttelnd der Hausaner, „— längst birgt sie die Erde. Und wo sonst die Meinen geblieben sind? Frage den Wind nach seinen Spuren; wer kann's sagen, wohin er geflohen? Allah bestimmt das Schicksal der Welt, er vereint und er trennt alles; und der Gläubige muß das Schicksal zu tragen wissen — er verlernt mit der Zeit das Weinen. Ist es nicht ein großes Glück, daß du weißt, wo die Deinen sind; was würdest du erst fühlen, wenn sie verloren wären und verschollen in der weiten, weiten Welt!“

Ernst, als ob er von seinem eignen Leid berichtete, sprach der Mohammedaner diese Worte, und es lag ein gewisser Trost in dieser Entfagung, der auch Zugvogel ruhiger stimmte. Er drückte dem Diener die Hand, und ein tiefer Schlaf schloß bald seine müden Augen.

Am folgenden Tage befand sich das Schiff in der Nähe von Cap Palmas. Das palmengekrönte Vorgebirge, auf dem jetzt die sterblichen Überreste Gustav Nachtigals, des großen Afrikaforschers, ruhen, der im Dienste seines Vaterlandes am 21. April 1885 an Bord des Kriegsschiffes „Möwe“ dem Fieber zum Opfer gefallen war, tauchte schon aus den Fluten, als plötzlich das Schiff langsamer durch die Wogen glitt und alles nach der Ursache dieser plötzlichen Unterbrechung der Fahrt forschte. Die Schraube war gebrochen und mit Hülfe der Segel wurde der Dampfer auf die Rheebe gebracht.

Hier fand jedoch Zugvogel ein Segelschiff des Hauses „Gottfried“, welches an den Mündungen der westafrikanischen Flüsse

Tauschhandel trieb. Er beschloß darum, mit dem Kapitän desselben wenigstens bis nach Lagos an der Nigermündung zu fahren, wo er leichter Gelegenheit zu finden hoffte, einen direkt nach Kamerun gehenden Dampfer zu treffen. Er brauchte diesen Entschluß nicht zu bereuen, denn auf dieser Fahrt besuchte er den für Deutschlands Geschichte interessantesten Punkt der afrikanischen Küste —



Groß-Friedrichsburg.

unauslöschbar blieb ihm für sein ganzes Leben die Erinnerung an den Besuch der in Ruinen liegenden Feste Groß-Friedrichsburg.

\* \* \*

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Zugvogel mit seinen schwarzen Begleitern am Fuße des Hügel's anlangte, der mit üppigem Gebüsch vollständig bewachsen war und aus dessen grüner Pflanzendecke nur der 11 m hohe Signalturm der ehemaligen Feste Groß-Friedrichsburg hervorragte.

Mit pochendem Herzen war er früher im grünen Thüringer Walde und dem taunenreichen Harz auf Ruinen alter Burgen gestiegen, die als Wächter der Vergangenheit den Schatz der Sagen hüten, und mit pochendem Herzen eilte er hinauf zu dieser seltsamsten aller deutschen Ruinen, die nicht minder ruhmvoll war wie ihre zahlreichen Schwestern und damals dennoch unter Dornen- gestrüpp und Lianen still verborgen dalag, von niemand auf- gesucht, von keinem Dichter besungen! Eichen und Tannen, die treuen Begleiter deutscher Burgen, suchte hier vergeblich das Auge, aber ein deutscher Geist wachte über den Trümmern, und zündend sollte der Gedanke des Großen Kurfürsten wieder aufleuchten, als beim Beginn der deutschen Kolonialbestrebungen im Jahre 1884 das deutsche Kriegsschiff „Sophie“ von der westafrikanischen Küste heimkehrte und für die Ruhmeshalle Deutschlands eine Reliquie mitbrachte, ein altes verrostetes Geschützrohr, das unter den Trüm- mern der preußischen Burg in Afrika an 200 Jahre lang begraben lag. Lebendig stiegen damals die Erinnerungen an die ersten Kolonialversuche Preußens in den Herzen des deutschen Volkes auf, und Groß-Friedrichsburg wurde zum deutsch-afrikanischen Kyffhäuser!

Am 1. Januar 1683 wurde von dem Major Friedrich von der Groeben der Bau dieser Festung als beendet erklärt und unter Kanonendonner und Pauken- und Schalmeyenklang die Flagge gehißt und die Taufe der Beste vollzogen. Wie groß auch an- fangs die Hoffnungen waren, die man an die weitere Entwickelung dieser Faktorei knüpfen durfte, die Macht Brandenburgs war dennoch zu schwach, um mit andern seefahrenden Völkern siegreich ringen zu können. Bald sah sich Groß-Friedrichsburg von Fein- den bedrängt und trotz tapferster Gegenwehr mußte es aufgegeben werden. Schließlich wurde vom König Friedrich Wilhelm I. die Kolonie verkauft: für 1000 Dukaten und zwölf junge Mohren, die als Trommler in der preußischen Armee verwendet werden sollten.

„Was führt dich zu dieser Stelle“, fragte der Sohn des Windes den zu dem Signalturm hinausschauenden, in Gedanken vertieften Zugvogel. „Haben hier deine Freunde gewohnt, die vielleicht im Unglück zu Grunde gegangen sind, daß dein Auge so ernst schaut?“

„Du hast recht!“ rief Zugvogel. „Teure Freunde, die man hier verlassen, der Gefahr preisgegeben und endlich verleugnet hatte!“ Und er erzählte dem schweigsam zuhörenden Begleiter von der Gründung der Weste und ihrem letzten Verteidiger, dem ein tapferer Negerkönig treu zur Seite stand, den man Jan Cuny, den letzten preußischen Neger, nannte. „Aber“, rief er am Schluß der Erzählung, „es wird eine neue Zeit kommen, und nicht die preußische aber die deutsche Flagge wird wieder von dieser Küste wehen, und auch ich will versuchen, nach schwachen Kräften wenigstens etwas zur Vollendung dieses Werkes beizutragen. Und höre“, fügte er hinzu, „damit ich diesen Augenblick niemals vergeße, solange ich auf schwarzer Erde stehe, sollst du von jetzt ab für mich nicht «Sohn des Windes» sondern Jan Cuny heißen!“

„Nenne mich, wie du willst, Zugvogel!“ erwiderte langsam der Hauffaner. „Oft wechseln die Menschen ihren Namen, um ihren Feinden zu entgehen, oder sich vor dem gerechten Rächer zu verbergen. Sollte es auch einer nicht thun, der auf dem Kriegspfade wandelt, der durch tiefes Gebüsch sich an den Löwen, der ihm sein Zunge geraubt, heimlich heranschleichen möchte? Weise bist du, Zugvogel, ja, nenne mich Jan Cuny!“ Einen Augenblick leuchtete wild das Auge des Hauffaners auf und ein graujames Lachen verzerrte seine Züge.

„Was fällt dir ein!“ rief Zugvogel. „Auf dem Kriegspfade! Wir wollen im Frieden die Schwarzen als Brüder behandeln und ihnen unsern Schutz gewähren. Denke nicht an Raub und Krieg!“

Der Neger zuckte leise mit den Wimpern, warf einen verstohlenen Blick auf Zugvogel und atmete ruhiger, als er die letzten Worte hörte. Er dachte eine Weile nach und sagte harmlos: „Und warum soll ich nach dem großen Krieger, von dem du mir erzähltest, den Namen führen? Soll ich dich nicht schützen, wenn du in Kampf geraten wirst? Ja, Zugvogel, solange der Krieg zwischen dir und deinen alten Feinden begraben ist, hält auch Jan Cuny mit der ganzen Welt Frieden; denn er hat nur einen Feind, einen einzigen Todfeind, aber der wird ihm niemals den Weg kreuzen. Weit von hier lebt er — ja weit — in Haussa“,

fügte er langsam hinzu. „Und nach Haussa gehen wir nicht, nicht wahr, Zugvogel? Du führst mich dorthin, wo große Schiffe ankern, wo Kaufleute Handel treiben — ehrliche und Schufte darunter . . . .“

Die innere Aufregung, in welche der Anblick der Ruinen unsern jungen Freund versetzt hatte, ließ ihn diesmal die Andeutungen des Hauffaners überhören. Dieser aber war mit dem Namenswechsel sehr zufrieden, und wenn Zugvogel ihn jemals wiederum beim alten Namen nannte, so erinnerte er ihn stets an das Gelübde, das er vor dem Signalturm von Groß-Friedrichsburg gethan.

So hieß der Sohn des Windes von nun an Jan Cunh, und eines Tages legte er auch den Turban ab und vertauschte ihn mit einem Strohhelm, wie ihn die Matrosen im Süden tragen; er müsse nun ganz und gar wie ein deutscher Neger aussehen, sagte er lachend, als Zugvogel mit erstaunten Blicken diese Kostümwandlung betrachtete.

---

## II. Ankunft in Kamerun.

Als Zugvogel am Morgen eines der ersten Dezembertage erwachte, überraschte ihn ein überwältigender Anblick. Eines der großartigsten Panoramen der Erde lag vor ihm ausgebreitet: auf der einen Seite stieg aus dem Meere der herrliche und schön geformte Pic von Fernando Po, auf der andern ragten, mit üppigem Grün bekleidet, die vulkanischen Gebirge von Kamerun empor, über deren gewaltiger Kette die kahlen Spitzen des „Götterberges“ thronen. So war der junge Reisende am Ziel angelangt, und bald lief das Schiff in die Mündung des Kamerunflusses ein, die eine so starke Ausdehnung besitzt, daß man sie eher für einen Meeresarm als einen Strom halten möchte. Kein Wunder, denn nicht allein der Kamerunfluß vereinigt hier seine Fluten mit den Wogen des Oceans, noch vier andere große Ströme feiern an dieser Stelle ihre Vermählung: der Mungo, der Lungasi, der Edea und der Moanja, und viele andere kleinere Flüsse und vom Gebirge herabrieselnde Bäche ergießen ihre Wasser in den breiten Kanal. Und mit den Wogen des Süßwassers ringt hier die Salzflut; meilenweit erstreckt sich der Einfluß ihrer Ebbe und Flut; meilenweit entsendet sie ihr eigentümliche Tierarten in das Bett des Flusses, sodaß derselbe noch bei den von der eigentlichen Mündung weit entfernten Negerdörfern von zahlreichen Meeresquallen zeitweise im phosphoreszierenden Glanze schimmert. Großartig wird der Anblick dieses Kampfes, wenn am Ende der Regenzeit die Wasser schwellen; dann treibt auch der siegreiche Fluß entwurzelte Bäume und Leichname von Tieren und Menschen zu Thal.

Auf dem Grenzgebiete dieses Kampfes giebt es weder Wasser noch Land; die Elemente schufen hier ein merkwürdiges Mittel- ding zwischen beiden, das aus Hunderten kleiner Inseln besteht, auf denen dichtes Mangrovegehölz wuchert und die zur Flutzeit oft im Wasser verschwinden. In langen Linien umrahmen die Mangrovesümpfe die Mündung und wachsen bald an beiden Ufern zu Wäldern heran, welche durch ihr monotones blaßes Grün an



Mangroverurzeln.

unsere Weiden erinnern. Nur streben hier die schlanken Stämme, die ein eisenhartes Holz liefern, zu beträchtlicherer Höhe empor. Rudert man an jene Sumpfwälder heran, so erblickt man staunend eine eigenartige Pflanzenwelt, ein dichtes Gewirr von Wurzeln, Ästen und Stämmen, in welchem selbst der im Baumklettern gewandte Wilde nicht weit vordringen kann, und in dem unten nur Meeresbewohner ungestört hausen, oben aber nur Vögel nisten und Affenbanden ihr Unwesen treiben können.



Zwischen diesen Inseln ziehen sich überall Wasseradern, bald in Schlangenwindungen, bald in schnurgeraden Linien, bald eng



Die alte Boermannsche Faktorei in Kamerun.

und feicht und mit Schlamm gefüllt, nur Krokodilen und Krabben zugänglich, bald breit und so tief, daß selbst Kriegsschiffe sie  
Falkenhof, In Kamerun.

befahren können, wie dies in den Kämpfen bei Kamerun 1884 dem deutschen Kanonenboot „Möwe“ gelungen. Solange die Mündung des Stromes dieses Labyrinth von Inseln durchschneidet, ist ihr Ausblick tot und leer, nirgends gewahrt das Auge Spuren menschlicher Wohnungen, und selten nur begegnet man einem Kanu, das sich nach den Fischgründen begiebt.

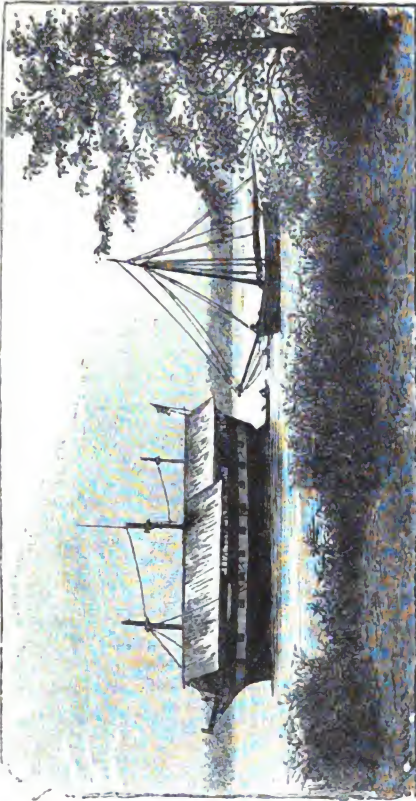
Allmählich aber gesellen sich zu den Mangroven Schilf und Pandanusarten; dann steigen sanft die Ufer empor; Palmen krönen die Hügel, und von weitem schimmern die Ansiedelungen der Neger und die Faktoreien der Weißen, während schwarze Rümpfe abgetakelter Schiffe, schwimmende Magazine, auf dem Wasser schaukeln.

Dort, in jener fernen Fremde, ist die Ankunft eines Dampfers nicht nur für die Schwarzen ein Ereignis, auch der weiße Mann begrüßt jedes ankommende Schiff mit Freuden, bringt es doch Nachrichten von der Heimat, Abwechslung in das Einerlei afrikanischer Handelsgeschäfte.

Damals wohnten noch in Kamerun die meisten europäischen Händler auf den sogenannten „Hulks“, abgetakelten Schiffen, die im Strome verankert waren. Ausgebiente Kriegsfahrzeuge und alte Handelsschiffe wurden zu diesem Zwecke verwendet. Auch das Haus „Gottfried“ besaß seine Hulk, von welcher Boote nach dem Schiffe gesandt wurden, um Zugvogel und seine schwarzen Begleiter abzuholen.

Es herrschte ein reges Leben auf der schwimmenden Handelsstation. Drei Deutsche bildeten ihre ständige Besatzung: ein Hamburger Kaufmann, Namens Wagner, das Haupt der Gottfriedschen Faktorei; ein junger Kommiss Blechschmidt und der Zimmermann Lorenz. Außerdem weilte als Gast ein junger Forscher Dr. Reinhold, dem sich Zugvogel später auf seinen Querzügen durch den Urwald und auf langen Stromexpeditionen anzuschließen pflegte. Endlich wimmelte die Hulk von schwarzen Diensthoten, deren Zahl nahe an 60 betrug.

Daneben waren Schiffe anderer Handelshäuser verankert, darunter diejenigen der berühmten Firma C. Woermann, welche den Kamerunhandel den Deutschen erschlossen hatte; diese hatte bereits



Hull in Kamerun

ihre Lager und die Wohnhäuser für ihre Angestellten an den Ufern  
des Flusses auf festem Boden errichten lassen.

Die Gottfriedsche Hull war ursprünglich eine schwedische

Korvette gewesen und führte jetzt den Namen „Anna-Marie“; Wagner hatte sie so getauft, nach seiner Zügeliebe, wie er in gutgeleiteten Stunden bei Tische erzählte.

Über das ganze Schiff hatte man anfangs ein Dach aus Palmblättern gebreitet; nachdem aber in einer stürmischen Nacht das luftige Gebilde in Feuer und Flammen aufgegangen war und das Schiff selbst nur mit Mühe gerettet wurde, erbaute man ein solideres Dach aus feuerfestem Zink, das Schutz gegen Regen sowie vor Sonnenstrahlen gewährte. Auf dem Hinterdeck befanden sich Wohnungen für die angestellten Weißen; im übrigen glich die Hülk einem großen Warenladen.

Zugvogel, der herzlich willkommen geheißen wurde, kam gerade zu der Zeit an, wo in Kamerun zwischen 6 und 7 Uhr abends die Hauptmahlzeit eingenommen wird; heute gestaltete sich dieselbe zu einer besondern Feier, zu der sich auch deutsche Händler der übrigen Faktoreien einstellten. Das Mahl bot Zugvogel nichts Neues, da das meiste, was in den Schüsseln auf dem Tisch stand, den bekannten Konserve-Blechbüchsen entnommen war. Nahrungsmittel sind für Weiße in Westafrika so schwierig zu beschaffen, daß man die Faktoreien im großen und ganzen mit europäischen Konserven versorgen muß. Die Vorräte der Hülk mußten nicht schlecht sein; denn zur Feier des Tages konnte auf Veranlassung des lebenslustigen Dr. Reinhold, ausnahmsweise, folgender Speisezettel zusammengestellt werden:

Ortail-Suppe.

Lachs.

Hummer.

Ziegenfleisch mit Curry-Reis (frisch von Kamerun).

Gebratenes Rindfleisch. Gebratenes Hammelfleisch

(mit eingemachten Kartoffeln).

Spargel.

Pflumpudding.

Pflirsiche.

Stachelbeeren.

Biskuits.

Mit echten Kameruner Küchenprodukten hatte man heute den Ankömmling verschont, er sollte später noch genug davon kosten. Dagegen pflanzte man nach dem Essen eine Reihe Flaschen mit

Palmwein auf, der nach Wagners Ausspruch per Trommel vom Gebirge geholt wurde, ein Ausdruck, den Zugvogel erst später ver-



Das Innere der Quitt.

stehen lernen sollte. Herr Wagner lächelte leise, indem er die Gläser füllte, und sagte, sich an Zugvogel wendend:

„Es ist uns von einem Freunde in Hamburg geschrieben worden, daß Sie, verehrter Herr, in der Heimat den Beinamen «Zugvogel» führen, er scheint Ihnen lieb zu sein und Sie nicht verlassen zu wollen, selbst in Afrika nicht, da Ihr Negerhauptmann, den Sie uns mitgebracht haben, Sie gleichfalls «Zugvogel» nennt. Der Name gefällt mir, denn er paßt auf unsern vagierenden Stand, und so laßt uns trinken, meine Herren, Zugvogel lebe hoch!“

„Lebe hoch!“ scholl es durch die Tafelrunde und seit jenem Abend hieß auch in Kamerun unser Freund nur Zugvogel.

„Es ist das überhaupt eine sonderbare Acquisition, die Sie uns beschert haben, Ihr schwarzer Hauptmann, lieber Zugvogel“, fuhr Wagner fort, „der sitzt, grüßt und ist wie ein Türke und ist gar keiner von den Kronegern!“

Zugvogel erzählte darauf seine Abenteuer in Freetown, die allgemeine Heiterkeit hervorriefen.

„Und wie heißt denn eigentlich der Prinz“, fragte Dr. Reinhold, „steht er etwa im Gothaischen Hofkalender?“

„Er selbst nennt sich «Sohn des Windes», ich aber habe ihn anders genannt, er heißt jetzt Jan Cuny.“

„Donner und Doria!“ rief Wagner. „Was sind das für Geschichten! Wenn Ihnen der Sohn des Windes zu lang schien, konnten Sie ihn lieber auf gut Deutsch «Windbeutel» nennen. Woher haben Sie denn jenen holländisch-englischen Namen, der auf meiner deutschen «Anna-Marie» sich breit machen soll?“

Da erzählte ruhig Zugvogel von seinem Ausflug nach Groß-Friedrichsburg, und als Dr. Reinhold auf allgemeines Verlangen als der Gelehrte im Kreise die Geschichte des letzten preussischen Regers Jan Cuny den Versammelten ausführlich berichtet hatte, da wurde die Stimmung ernster, da klangen die Gläser mit schäumendem Palmwein auf das Wohl des alten Jan Cuny, auf die deutsche Kriegsmarine und den künftigen Staatsmann, der den Plan des Großen Kurfürsten verwirklichen würde; denn jene Pioniere des deutschen Handels in Afrika hatten damals hart zu kämpfen mit dem englischen Übermut, der die ganze Welt sich unterthan wähte.

„Das war brav! Zugvogel“, rief Wagner.

„Solche Jungen können wir hier brauchen!“

Und das Häuflein Kaufleute und der junge Gelehrte kanne-  
gießerten beim „Trommel-Champagner“, wie Wagner den Palm-  
wein nannte, bis in die späte Nachtstunde hinein; mit stolzer  
Zuversicht entwarfen sie Pläne für die Zukunft, aber diese Pläne  
waren diesmal Gedanken thatkräftiger Männer, die über Jahr und  
Tag in frohe Erfüllung gehen sollten!

Während es am Tische der Weißen also lustig herging, saßen  
am andern Ende der Hult zwei Schwarze, gleichfalls in ein reges  
Gespräch vertieft. Ein dickleibiger Neger, der schwarze Kommis  
der Gottfriedschen Faktorei, den die Engländer früher, als er noch  
in ihren Diensten stand, „bottle beer“ (Bierflasche) genannt hatten,  
der aber jetzt den verdeutschten, oder wie Wagner sagte, forrigierten  
Namen Seidel trug, und unser alter Bekannter Jan Cuny.

Der Mohammedaner war nüchtern und schlürfte kühlen Kaffee,  
dessen Bohnen von den wilden Kaffeesträuchern des Kamerunberges  
gesammelt wurden. Seidel dagegen saß „zur Feier des Tages“ an  
der dickleibigen Rumflasche, deren Inhalt ihm die Zunge gelöst hatte.

Wie die Deutschen von deutschen Interessen sprachen, so redeten  
auch die Schwarzen von der Zukunft der schwarzen Rasse, ein  
Thema, auf welches jetzt der nüchterne Hausaner den trunkenen  
Seidel brachte.

„Ich habe gehört“, sprach er, ohne seine innere Erregung zu  
verraten, denn sein Herz pochte unruhig bei dieser Frage, „daß  
hier auf dem «Wasser der Dualla» auch schwarze Männer sich  
als Händler mit Waren niederlassen, die sie von weither, von  
einem Lande, das Amerika heißt, beziehen. Doch ich glaube nicht,  
daß dies wahr sei, wie sollte ein Schwarzer ein Schiff besitzen  
können.“

„Doch, doch“, erwiderte mit lallender Zunge Seidel, „vor etwa  
zwei Jahren kam hierher aus Liberia\*, der Republik, wo Schwarze

---

\* Liberia auf der Pfefferküste in Oberguinea. Ursprünglich eine Neger-  
kolonie, im Jahre 1822 von den Nordamerikanern für befreite Sklaven ge-  
gründet, seit dem Jahre 1847 Freistaat.

Herren sind, ein reicher Kaufmann; der «Schwarze Tom» hieß er, ein schlauer Bursche war es, der mit seinem leichten Kutter in die kleinern Flussarme eindrang und überall Handel trieb, aber nur Elfenbein aufkaufte. Die «Könige» von Kamerun legten ihm zwar anfangs Hindernisse in den Weg, dann aber wurden sie mit ihm stark befreundet, und er hielt sich hier einige Monate in der Umgegend auf, bis die Weißen hinter etwas gekommen waren, was ihm leicht den Hals gekostet hätte. Der Schwarze Tom schloß überall Freundschaften, namentlich mit den tief im Lande wohnenden Stämmen, denn es gelang ihm, in Gebiete zu dringen, die für jeden Weißen verschlossen sind, und als Freund heiratete er dort viele Mädchen, Töchter der Häuptlinge, wie er sagte. Er behielt sie aber nicht lange auf seinem Kutter, sondern verheiratete sie wieder an andere Schwarze. Nun, eine Frau kostet viel Geld in Kamerun; so machte er gute Geschäfte, hatte stets großen Absatz und verkaufte das eingeschachtelte Elfenbein an die englische Hülk da drüben, von der man munkelte, daß ihre Kaufleute mit ihm unter einer Decke stecken. Da legte sich eines Tages der Missionar dazwischen, und als später ein Kriegsschiff in der Mündung ankerte, war der Schwarze Tom längst auf und davon. Kein Mensch weiß wohin, nur der englische Kaufmann drüben wird es sagen können, aber der schweigt still. Der Missionar soll es zwar von einem Schwarzen erfahren haben, der die beiden belauscht hat und jetzt in der Mission lebt — aber das ist nur leeres Gerede.“

„Nun, er wird wohl wieder in seine Heimat zurückgekehrt sein“, sagte ruhig Jan Cuny.

„Pah!“ erwiderte Seidel, „wer's glaubt! Seinen Kutter hat er im nahen Bimbia verkauft; dort liegt er jetzt, die schwarze Hülk genannt. Er selbst schiffte sich auf einem Dampfer ein, der weiter nach dem Süden ging.“

„Allein, ohne seine Leute?“

„Nur eine Frau und seine Kinder, zwei kleine Mädchen von fünf bis sechs Jahren, hat er mitgenommen.“

„War es ein reiner Mohr? Doch wohl?“

Seidel that wieder einen tiefen Schluck aus der Flasche und grinsend lachte er:



„Ein Portugiese!“\*  
„Und seine Kinder?“

„Oh die Mädchen waren ganz schwarz; reines Blut!“ flüsterte Seidel, dessen Haupt schwer auf die Seite fiel, während den letzten Worten ein lautes Schnarchen folgte. Jan Cuny aber sprang in die Höhe mit wild aufflammenden Augen und griff zur Seite,



Der Schwarze Tom.

als ob er den Dolch zucken möchte, dann sank auch er auf den Sitz nieder und starrte vor sich hin, nur die Worte murmelnd:  
„Vorwärts denn auf der Fährte!“

\* \* \*

---

\* Die Neger nennen Mischlinge, die von einem Weißen abstammen, „Portugiesen“, das Wort bedeutet hier also dasselbe, wie in andern Ländern „Mislatte“.

Am Kaffeetisch der „Anna-Marie“ saßen am andern Morgen Dr. Reinhold und Wagner allein. Der lebhafteste Chef der Station sprach gerade in ziemlich aufgeregtem Tone:

„Eine schöne Geschichte, Herr Doktor! Erhalte ich da gestern, mit dem gleichen Dampfer, mit welchem dieser Zugvogel anlangte, einen Brief, von meinem verehrten Chef höchst eigenhändig geschrieben, in dem mir besondere Instruktionen in betreff des jungen Herrn gegeben werden. Schöne Instruktionen! Er soll unser Kommiss sein und doch nicht als solcher behandelt werden. Er soll den afrikanischen Handel kennen lernen, dabei sich aber in Lande umsehen dürfen. Wenn er wissenschaftliche — ja, so steht's geschrieben — Studien treiben will, so soll ich ihn nicht daran hindern. Nötigenfalls soll ich ihm die zwanzig Krugungen, die er mitgebracht, zur Verfügung stellen u. s. w. u. s. w. Dabei aber soll dieser lose Zugvogel von dieser höchst geheimen Instruktion kein Sterbenswörtchen erfahren, denn nach seines Vaters und meines Chefs Wunsch soll er hier auf Probe dienen und uns zeigen, wozu er in Afrika das Zeug hat, ob zum Händler oder zum Forscher. Na, nach seinen gestrigen Erzählungen von Freetown und Groß-Friedrichsburg gehört er eigentlich auf ein kaiserlich-deutsches Kriegsschiff mit der Flagge in der Hand, um überall sie zu schwenken und zu rufen: Neu-Deutschland, Neu-Preußen u. s. w.! Und dabei soll ich diesem talentvollen, abenteuerlustigen Jungen als väterlicher Beirat zur Seite stehen, streng auf sein Betragen achten, für seine Gesundheit sorgen und als Vorgelegter für soliden Lebenswandel des Burschen in Kamerun meinem allverehrten Chef verantwortlich sein!“

Hier machte Wagner eine Pause, trank die Tasse leer und sprach weiter:

„Gestern Abend habe ich nichts gesagt, sondern für diesen feinen Vogel einen Empfang in der Küche herrichten lassen, über den der dumme Blechschmidt nichts weniger als erbaut war, da es mir ja nie im Traume eingefallen, ihm solche Ehren zu erweisen. Gestern dachte ich mir: «Wagner, sind denn die in Europa toll geworden? Das mußt du beschlafen.» Und es ist gut so gewesen. Vernünftige Gedanken kommen ja einem über Nacht. Sie

sind unser Retter, Herr Doktor! Kraft meines Amtes als Vor-  
gefehrter dekretiere ich Folgendes“, und er las von einem vor ihm  
liegenden Bogen vor:

„Es ist für die Erweiterung unsers Handels in Kamerun  
dringend nötig, daß das Land mehr erschlossen werde, daß man zu  
diesem Zwecke in Gebiete benachbarter Stämme vorzudringen suche,  
wobei um des Friedens willen nur zu denjenigen Regern gepflegt  
werden soll, die zweifellos vor Blutvergießen offene Scheu haben.  
Es ist ferner notwendig, daß der Reichthum der Kamerunwälder  
an allem jagdbaren Getier erforscht werde, und zu diesem Zwecke  
sollen in nicht zu sumpfige, möglichst fieberfreie Gegenden Jagd-  
ausflüge unternommen werden. Den Jägern wird ans Herz ge-  
bunden, daß sie dabei auch wissenschaftliche Zwecke verfolgen und  
Wälge zum Ausstopfen, Insekten für Sammlungen, Pflanzen für  
Herbarien u. dgl. mitbringen. — Da es ferner nur nutzbringend  
für unsern Handel sein kann, wenn über die Lebensgewohnheiten  
der Eingeborenen authentische Berichte nach Europa einlaufen, so  
sollen solche hier auf unserer «Alma-Marie» von einem durch seine  
Bildung dazu besonders geeigneten“ — hier räusperte sich ein  
wenig der eifrig vorlesende Wagner — „Kommiss niedergeschrieben  
werden. Da endlich oben auf dem Gebirge der Kaffee wild  
wächst, und also die Möglichkeit nicht ausgeschlossen zu sein scheint,  
daß dort Plantagen angelegt werden können, so soll auch dorthin  
eine Expedition entsandt werden und zwar möglichst lange in jenen  
hochgelegenen Strichen bleiben, um die Behauptung zu erhärten,  
daß es dort gesünder sei, als hier im «Wasser der Dualla».  
Sollte aber wider Erwarten jemand dort oben erkranken, so  
muß die Expedition schleunigst behufs Verpflegung der Kranken  
nach der Station heimkehren.

„Vorläufig wird die Ausführung der Aufgaben unserm neu-  
angekommenen Herrn Zugvogel übertragen und ihm je nach Auf-  
gabe des Bedürfnisses die Rotte der von ihm mitgebrachten zwanzig  
Kruneger zugewiesen. Auf alle Fälle bleibt aber Prinz Van Cunh,  
alias «Sohn des Windes» aus der Hausja, ausschließlicher Diener  
des Herrn Zugvogel. —

„So, da ist das Schriftstück, das ich vorerst mit Bleifeder

entworfen; und nun möchte ich Sie, Herr Doktor bitten, mir zu gestatten, daß ich noch hinzufüge:

„Als der oberste Feldherr, der Generalissimus dieser detachierten Abteilung der Anna-Marie-Truppen ist der Afrikaforscher Herr Dr. Gustav Reinhold anzusehen, der auch einzig und allein zu bestimmen hat, in welcher Art und Weise die Grundgedanken des oben entworfenen Planes zur Ausführung gelangen sollen. — So! Punktum, Basta! Einverstanden?“

„Einverstanden!“ rief lachend der Doktor, „aber unter einer Bedingung: das soeben vorgelesene Schriftstück verbleibt vorläufig im geheimen Archiv der «Anna-Marie» und ist als intime Instruktion für mich zu betrachten. Der junge Zugvogel, dem wir väterlich zur Seite stehen sollen, braucht ja nicht am ersten Tage zu erfahren, was seine afrikanischen Vormünder beschlossen haben. Einstweilen ist er der jüngste Kommiss der «Anna-Marie». Auch bei ihm soll es heißen: «Von der Pike auf gebient!» Einverstanden?“

„Einverstanden“, erwiderte Wagner, „das Papier wandert also ins geheime Archiv der «Anna-Marie», aber eine Abschrift und ein Bericht über diese Konferenz geht mit der nächsten Post an meinen verehrten Chef in Hamburg; Sie sollen dort drüben nicht denken, daß uns bei der kamerunischen Hitze der Humor und der Mutterwitz ausgegangen sind! Denn für jene dort und nicht für Zugvogel war diese Instruktion bestimmt, aber es freut mich, daß Sie auf meinen Plan eingehen, lieber Doktor, und sich des Zungen annehmen wollen. Mir in meinem Geschäfte sind die Gelehrten recht liebe Gäste, aber gelehrt angehauchte Kommiss kann man in Afrika ebenso wenig brauchen wie in Europa!“

### III. Unter den Palmen.

Es erschien Zugvogel selbstverständlich, daß der Eintritt in ein afrikanisches Handelshaus sich gemüthlicher gestalte, als dies sonst in Europa der Fall ist. In unsern Kontors gehen wir, nachdem wir unsere Stellung angetreten, sofort an den Arbeitstisch, nehmen Bücher, die wir zu führen haben, in Empfang, schreiben auf Anordnung des Chefs oder seines Vertreters Briefe, oder verkaufen flott die Waren. Zugvogel dachte vor der Hand nicht im geringsten daran, sich über den Wert des Palmöls oder der Palmkerne zu unterrichten, obwohl Blechschmidt mit ähnlichen Zumutungen an den „Lehrling“ herantrat. Er unterbrach ihn mit Fragen, die sich auf die Natur des Landes, auf die Sitten der Eingeborenen bezogen, und war mit der trockenen Erklärungsweise seines neuen Kollegen wenig zufrieden. Ebenso aber war Blechschmidt mißmutig über die Zerstreuung und unnötige Neugierde seines „Untergebenen“.

Vom Deck der Hulk musterte inzwischen Zugvogel die Umgebung. Der Himmel war nicht so klar und blau, wie er sich ihn gedacht, ein dunstiger weißer Schleier verdeckte den Himmelsdom, vermochte aber nicht die Hitze zu dämpfen, die immer empfindlicher wurde. Der Fluß selbst schien wie ausgestorben, nur hier und dort tauchte in weiter Ferne ein einsames Boot auf. Unwillkürlich flogen mit den Blicken auch seine Gedanken nach dem Ufer hinüber, wo sich ein dichter Wald erstreckte, wo Palmen in Gruppen standen, wo riesenartige Wollbäume turmartig aus der grünen Pflanzenwildnis hervorragten, wo aus dem niedrigen

Buschwerk einzelne Hütten wie verstoßen hervorlugten. Die „Anna-Marie“, deren bunte Besatzung ihn noch gestern so sehr interessierte, schien ihm jetzt ein kleines Gefängnis, das er schleunigst zu verlassen wünschte.

Und die Erlösung kam. Dr. Reinhold klopfte dem jungen Mann plötzlich auf die Schulter und sprach freundlich:

„«Anna-Marie» kennen Sie bereits; nun sollen Sie Kamerun sehen. Herr Wagner war so freundlich, Ihnen noch einige Tage frei zu geben, damit Sie sich in der neuen Heimat umschauen; und da können Sie nichts Besseres thun, als mir altem Praktikus zu folgen. Also vorwärts, Zugvogel, das Boot liegt zur Abfahrt bereit!“

Und nach einigen Minuten tauchten die schwarzen Kruneger in geübtem Tempo die Ruder in die Flut, und pfeilschnell flog das Boot nach dem Ufer. Es hielt einige Schritte vom Lande, aber eine Landungsbrücke war nicht da.

„Das ist so Kamerunsitte!“ rief lachend der Doktor, indem er sich auf die Schulter eines der Kruneger schwang. „Lassen Sie sich nur ohne weiteres rittlings ans Land tragen!“

Doch da stand schon Van Cuny bis an die Brust im Wasser vor dem verblüfften Zugvogel und lud ihn mit freundlichen Zeichen ein, sich auf seine breiten Schultern zu schwingen. Und auf dieser natürlichsten Landungsbrücke gelangte Zugvogel zum ersten Mal auf den kamerunischen Grund und Boden.

„Wir gehen jetzt nach King-Bells-Town, nach der Stadt des König Bell“, sagte erklärend Dr. Reinhold. „Allzugroße Ehrfurcht brauchen Sie vor der schwarzen Majestät nicht zu haben, denn dieser König ist weiter nichts als ein reicher Kaufmann, der sich durch Handel schlauerweise einiges Vermögen erworben hat und nun über ein Dorf herrscht. Häuptling wäre der richtige Name, aber die Engländer haben den Titel König hier einmal eingeführt, und so bleibt er bestehen. Sie haben ja auch einen Prinzen von Haussa als Diener mitgebracht und ließen sich von Seiner Hoheit wohlgenut übers Wasser tragen! Haussa hat viel Prinzen; jeder reiche Elfenbeinhändler oder Karawanenführer ist dort ein Prinz, und so haben wir auch unter den hiesigen Eingeborenen, den

Duallanegern, eine ganze Anzahl der «Könige von Kamerun», die man am besten schwarze Palmölbarone nennen dürfte. Nur König Bell verdient es, daß wir ihm mit gewisser Achtung und Freundlichkeit begegnen. Er ist zwar ein listiger Neger, wie alle Dualla, aber klüger als die übrigen Könige und vor allem ein Freund unserer deutschen Kaufleute. Doch sehen Sie nur dorthin“, unterbrach sich Dr. Reinhold, „wir kommen zu guter Stunde hierher. König Bell erhält hohen Besuch. Wenn ich nicht irre, ist es König Aqua, der in vollem Staate herandrübert.“

Und er wies mit der Hand auf ein langes Boot, welches sich dem Ufer näherte.

„Es wird wohl ein «Palaver», d. h. Ratsitzung abgehalten“, fügte er hinzu.

König Bells Stadt lag nicht weit vom Ufer, mitten in einem Walde von Bananen, Palmen und andern Fruchtbäumen, deren dichte Laubkronen reichlichen Schatten spendeten. Die Straßen waren breit, stellenweise von weiten Plätzen unterbrochen. Die Häuser der Eingeborenen boten einen recht gefälligen Eindruck. Sie waren meist sehr lang von rechteckiger Form. Das Fundament derselben bestand in einem 3—4 Fuß hohen Unterbau aus Lehm, auf welchem die aus Palmblattstielen geschickt geflochtenen Wände ruhten, während ziegelartig ineinandergeschobene Blätter einer Fiederpalme das Dach bildeten. Diese Dächer sind ein wahres Kunststück der afrikanischen Baumeister, denn sie bieten selbst bei den heftigsten Regengüssen den vollkommensten Schutz. Dr. Reinhold führte Zugvogel in ein solches Haus, in welchem gerade einige Negerinnen mit Hausarbeiten beschäftigt waren. Es bestand aus einigen Abteilungen, welche Zimmer darstellen sollten, der Fußboden war zum Teil aus Lehm gebildet, zum Teil mit einfachem Kies gefüllt. Das Mobiliar war äußerst dürftig, originell waren namentlich die kurzen hölzernen Betten, auf denen nur ein Neger bequem zu schlafen vermag. Diesmal betrachtete Zugvogel nur flüchtig die Einrichtung, denn von einer entferntern Straße könnte ein Stimmengewirr zu den Weißen hinüber, das sie wiederum ins Freie lockte.

Sie folgten ihm und kamen vor einem größern Häuserkomplex an, der Residenz des Königs Vell.

Was Zugvogel hier sah, war noch ein Stück vom alten Kamerun. Von allen diesen Hütten und der Residenz Vells sind heute nur die Trümmer der Fundamente vorhanden, da die „Stadt“ während des Aufsturus im Dezember 1884 von den Negern niedergebrannt wurde.

König Vell hielt in der That ein Palaver ab. Es war eine Streitigkeit zwischen Vells und Aquas Leuten zu schlichten, und beide Häuptlinge, umgeben von ihren Getreuen, suchten Frieden zu stiften. Beiden Parteien merkte man es an, daß jede durch Entfaltung besonderer Mittel sich ein möglichst großes Ansehen zu verschaffen suchte. Alle Männer waren in kriegerischer Rüstung erschienen. Die meisten trugen sogenannte Kriegskappen aus Ziegenfell oder Palmfasern. Einige aber prangten in phantastischem Schmuck. Hier stand ein völlig nackter Kerl mit einer preussischen Pickelhaube auf dem wollhaarigen Kopf, dort ein anderer mit einem französischen Kürassierhelm. Dreispitzige Hüte aus dem vorigen Jahrhundert, Sockelmützen, alte Uniformstücke erhöhten den grotesken Anblick der Truppe, deren regelrechte Bewaffnung in einer langen Pike und in dem breiten, in einer schön gearbeiteten Scheide steckenden Schlachtschwert bestand.

Interessant war vor allem die Erscheinung der beiden Könige. Vell, der sich nur ungern in europäische Kleidung hüllt, trug nur ein breites Tuch um die Lenden, sein Haupt aber schmückte ein schöner, mit Affenfell überzogener Helm, der an den bayerischen Raupenhelm erinnerte.

Ein herkulisch gebauter Mann, von wahrhaft königlichem Aussehen, stellte er seinen Rivalen tief in den Schatten.

Dieser, König Aqua, trug nämlich einen alten Cylinder mit einem vergoldeten Blechschirme, auf welchem sein Name geschrieben stand, und hielt in der Hand einen langen gläsernen Stab, sonderbare Zeichen seiner Häuptlingswürde, die er der Freigebigkeit eines Hamburger Handelshauses verdankte.

So sah man hier die ungekünstelte Natürlichkeit, die dem Menschen zur besten Zierde gereicht; dort jene Habkultur, die wie eine verzernte Frage auf uns abstoßend einwirkt.



Die Könige von Kamerun waren so sehr mit Debatten beschäftigt, daß Reinhold den geplanten Besuch für später aufschob und Zugvogel vor das Dorf führte, um ihm die Kulturen der Eingeborenen zu zeigen und ihn mit den Bodenprodukten des Lan-



König Bell.

des bekannt zu machen. Hier überraschte Zugvogel ein Straßenbild, wie man es nur in Kamerun sehen konnte. Auf einem englischen Bicycle rollte an den Wanderern ein kaffeebrauner Jüngling vorbei, der den Doktor mit besonderer Höflichkeit nach europäischer Manier grüßte. Der gewandte Velocipedist war Manga-Bell, der

Falkenhorst. In Kamerun.

Kronprinz von Kamerun. Er war in England erzogen worden und bemühte sich jetzt redlich, am Wasser der Dualla die europäische Kultur abzustreifen. Von den lästigen Kleidern hatte er schon glücklicherweise für immer Abschied genommen, aber als Christ besaß er bis jetzt noch immer nur eine Frau. Das drückte ihn sehr, denn bei den Kamerunern gelten nur diejenigen Männer für reich, die viele Frauen besitzen, und die Leute bedauerten allgemein Manga-Bell, daß er so arm sei. Ein armer Kronprinz! Das war eine wichtige Frage, der Thron stand auf dem Spiel, und man munkelte, daß Manga sich trotz der Belehrungen des Missionars mit dem Gedanken trage, seinen Brüdern zu beweisen, daß er ein reicher Mann sei. Bald darauf hat er auch sein Vorhaben ausgeführt und, wie es sich für einen Negerkönig schickt, sich mit mehreren Frauen verheiratet.

Verwundert schaute Zugvogel dem sonderbaren Radfahrer nach, der bald in einer Biegung der Straße verschwand; da winkte ihm Dr. Reinhold, unter einer mächtigen Palme Platz zu nehmen. Schweigend saßen sie eine Weile da, ein leiser Wind strich vom Meere über das Land und unter seinen Flügeln erzitterten die Wedel der Palmkrone und rauschten bald in leisern bald in tiefern Tönen, die wie ein fremdartiges Lied erklangen, welches nichts Gemeinsames hatte mit dem trauten Geflüster der Laubkronen der heimischen Eichen und Linden.

„Nun, da sitzen wir unter den Palmen“, begann nach einer Weile der Doktor. „Bis jetzt haben Sie den Baum wohl nur von poetischer Seite betrachtet und wissen vielleicht nicht einmal, unter welcher Art von Palmen Sie ruhen. Nun, Sie antworten nicht? Schon gut! Es ist die Öspalme, *Elaïs guineensis*. Ich will Ihnen von ihrem Leben und Wandel ein wenig erzählen.“

Mit freudiger Neugierde lauschte Zugvogel den Worten des gelehrten Mannes, die ungefähr also lauteten:

„Was bewegt wohl Tausende weißer Männer aus dem Norden, das Heimatsland zu verlassen, in die sonnendurchglühten, fiebererzeugenden Länder zu wandern, was führt sie über endlose Fluten des Meeres hierher an das Gestade des heißen Afrika? Nur die wenigsten folgen dem Wissensdrange, fremde Länder zu erforschen,

und die Gelehrten waren nicht die Ersten, welche diese Küsten besuchten; als sie hier erschienen, fanden sie schon Landsleute, die als Pioniere der Kultur überall thätig waren. Der Handelstrieb drängte seit uralter Zeit alle Völker in die weitesten Fernen, der Handelstrieb geleitete sie auch zu den Flußmündungen von Westafrika. Einst fanden hier die kühnen Unternehmer reichern Gewinn als in unsern Tagen. Der Name «Goldküste» erinnert uns an jene Zeiten, wo noch Edelmetalle aus Afrika eingeführt werden konnten, der Name «Sklavenküste» mahnt uns daran, daß hier der schrecklichste Gewinn geerntet wurde, den die gefälschte Kultur jemals gekannt, daß in diesen Gebieten die Jagd auf den schwarzen Menschen ihre wilden Orgien feierte. Doch Gold und Sklaven gehören, was unsern Handel in Afrika anbelaugt, längst der Geschichte an.

Heutzutage bietet Westafrika dem Europäer vornehmlich zwei Produkte, gegen die alle andern verschwinden: Elfenbein und Palmöl.

Doch auch die Stunden des Elfenbeinhandels sind gezählt. Die Lieferanten dieser Ware sind auf den Aussterbecat gesetzt; immer geringer an Zahl werden die Herden der Elefanten; von der Küste fliehen sie nach dem Innern, aber auch dorthin folgen ihnen die Jäger und reißen Lücken in die Bestände des afrikanischen Hochwilds.

Unvermindert bleibt dagegen die Erzeugung des Palmöls; ohne menschliches Zutun sprießt und gedeiht längs der ganzen Küste die ihn spendende Palme, und man behauptet nicht mit Unrecht, daß von diesem Baume die Zukunft Afrikas abhängt. In den gemäßigten Zonen sind Gräser, Getreidearten, die Hauptnährer und Wohlthäter der Menschheit; unter den Tropen spielen eine ähnliche Rolle die Palmen.

„Unter allen ihren westafrikanischen Schwestern gebührt aber der Ölpalme der Preis der Schönheit; denn kein Baum vermag namentlich der offenen Landschaft zu so hoher Zierde zu gereichen wie diese. Ihr Stamm erreicht die Höhe von 6—10 m und ist in wildem Zustande mit Stümpfen abgestorbener Blattstiele dicht besetzt; an seiner Spitze trennen sich, in sanftem Bogen nieder-

steigend, die mächtigen fiederförmigen Blattwedel, welche eine Länge von 2—3 m erreichen. Wie goldgrüne Lanzen schießen die jungen Blattknospen empor, dunkelgrün sind dagegen die entwickelten Wedel, die zwischen ihren Blattstielen die kräftigen Blüten und die schweren Früchte bergen.

„Hier= bis fünfmal im Jahre blüht der Baum, weibliche und männliche Blüten nebeneinander treibend; die rispigen Blütenstände



Frucht und Blütenstände der Kokopalme.

sind unscheinbar, schmutzig gelb, und rasch welkt der männliche nach erfolgter Befruchtung ab, während der weibliche an Fülle und Glanz zunimmt, bis die reife Frucht eine riesengroße Erdbeere bildet, in der dicht aneinander gedrängt die dunkelviolett-pflaumgroßen Einzel Früchte ruhen. 30—35 kg wiegt im Durchschnitt ein solcher Fruchtzapfen, ja man hat selbst solche gesehen, zu deren Fortschleppen zwei Männer nötig waren.

„Eine schier unverwüßliche Lebenskraft erfüllt dieses stolze Kind der tropischen Flora. Wo die Kokopalme einmal feste Wurzeln



Savannenbrand.

gefaßt, dort trotzt sie siegreich den mächtigsten Angriffen feindlicher Elemente, trotzt der Dürre und den sengenden Strahlen der Sonne, überwindet wochen- und monatelange Überschwemmungen und spottet selbst der vernichtenden Gewalt der Flammen.

„In der Trockenzeit zündet der Neger überall die Savanne, die weite mit hohem Gras bestandene Steppe an; in weiter Linie zucken die Flammen auf, Feuerfäulen schießen überall empor und bald steht auch die einsame Palme, von Rand umhüllt und von feurigen Zungen beleckt, mitten in dem flammenden Meer. Der stolzen Krone beraubt, mit schwarz versengter Rinde ragt der Baum

traurig aus der kahlen Ebene in die Höhe, einem Telegraphenpfahl ähnlich. Aber das Leben ist in ihm nicht erloschen, nach einigen Wochen oder Monaten, wenn erfrischende Regen die durstende Erde nagen, treibt er Knospen und Blätter und Blüten, in neuem Grün prangt sein mächtiges Haupt, aus dem wie dunkle Augen die saftigen Früchte hervorleuchten.

„Vögel und Tiere verschleppen überall hin den Samen der Palme, und so ist sie auch allgegenwärtig in westafrikanischen Landen: im Urwalde und in der Savanne begegnet ihr der Wanderer. Aber ihr größter Verbreiter ist der Mensch. Wo dichter aneinander gereiht in Gruppen die Ölpalme zu schauen ist, dort wird man sicher Spuren seiner Thätigkeit finden. Verlassene Siedelungen der Menschen werden in andern Ländern durch Trümmerhaufen angedeutet; in der afrikanischen Steppe sind Gruppen von Ölpalmen grüne Ruinen, Wahrzeichen verlassener Hütten und Dörfer.

„Die Mühe, welche der Neger auf die Pflege des nützlichen Baumes verwendet, ist äußerst gering. Er säubert nur den Stamm von alten abgestorbenen Blattstielen, wodurch der Schaft ein schlankeres Aussehen erhält und der Wuchs der Krone befördert wird. Dafür erntet er viermal im Jahre die herrlichen Früchte, die ihm Palmöl liefern, und gewinnt aus dem Saft der Blütenstände ein erfrischendes Getränk, den Palmwein.

„Das Palmöl bildet eine trüb-orangegelbe Fettmasse, die gewöhnlich die Dicke schwarzer oder grüner Seife besitzt und sich im frischen Zustande durch einen veilschenartigen Geruch auszeichnet. Es wird aus dem Fruchtfleische gewonnen, welches die steinharten, kaum walnußgroßen Palmkerne umgiebt. Zu diesem Zwecke werden die reifen Früchte zunächst in der Erde eingegraben und hier 14—30 Tage belassen, damit sie einen Gärungsproceß durchmachen. Gräbt man sie wieder aus, dann ist das Fleisch mürbe geworden und läßt sich durch Staupfen leicht von den harten Kernen trennen. Es wird hierauf über Feuer geschmolzen, von den größten Verunreinigungen befreit und theils zu häuslichen Zwecken verwendet, theils in den Handel gebracht.

„In Ober-Guinea ist dieses leicht zu gewinnende Produkt

so überaus wichtig, daß man einigen großen Flüssen, wie dem Kamerun, Kalabar, Bonny und zum Teil auch dem Niger, den Namen «Ölflüsse» beilegte. Und in der That bildet in der Negerküche das Palmöl den unentbehrlichsten Zusatz zu allen Speisen: Erdfrüchte, Fleisch der Ziegen und der Hühner, getrocknete Fische und frische Krebse werden mit Palmöl zubereitet, und die langen zwölfstündigen Nächte der Gleichländer erhellen die einfachen thönernen Lampen, die mit Palmöl gefüllt sind, in welches ein primitiver Docht gesteckt wird.



Gewinnung des Palmöls.

„Auch das Palmöl bildet vor allem die Quelle des Reichtums der Eingeborenen, die jährlich Millionen Liter Palmöl und viele Zentner Palmkerne an die europäischen Faktoreien verkaufen.

„In unsern Fabriken wird dasselbe zur Seife und zu Lichtern verarbeitet. Wer dachte wohl, als er so oft beim ruhigen Licht der Kerze sich zur Ruhe niederlegte, daran, daß die Fettheilchen, die nun sein Zimmer erhellten, eine so große Wanderung durchgemacht haben, durch so vieler Menschen Hände gegangen sind. In der mächtigen Krone einer Kameruner Ölpalme waren sie im Glanze der tropischen Sonne gereift, von Negerhänden ausgekocht und auf Schiffe verladen, über den Ocean kamen sie in unsere Fabriken, wo sie die Kunst der Chemiker in die weiße Lichtkerze verwandelte.

„So offenbart sich uns in den kleinsten Dingen die große Bedeutung des die gesamte Erde umfassenden Welthandels, in den unscheinbarsten Leistungen die Größe der menschlichen Schaffenskraft. Seht, für jeden von uns arbeitet im Weltgetriebe der Kultur die gesamte Menschheit! Sind wir, die wir diese Wohlthaten genießen, darum nicht verpflichtet, auch unsere Kräfte in den Dienst der allgemeinen Interessen, des Staates und des Volkes zu stellen?

„Aber ich sprach“, schloß Dr. Reinhold seinen Vortrag, „noch von einem Genussmittel, welches von der Ölpalme gewonnen wird und an den Ölflüssen, wie an der ganzen Küste und tief im Innern des Landes von den Eingeborenen hochgeschätzt wird, dem wir selbst gestern Abend unsern Beifall zollten: ich meine den Palmwein, den Champagner Westafrikas.

„Um ihn zu gewinnen, besteigt der Neger die Palme während ihrer Blüte, und zwar zu einer Zeit, wo die weiblichen Blüten bereits befruchtet sind. Interessant ist es zuzuschauen, wie die Schwarzen die hohen Stämme erklettern. Ein starker aus einem Palmblattstiel geflochtener Rahmen von elliptischer Form wird um den Stamm gelegt und fest verknotet. Der Kletterer lehnt sich alsdann, das Gesicht dem Stamme zugewendet, mit dem Rücken gegen den Reifen, stützt sich mit den Füßen gegen den Stamm und steigt nun an demselben empor. Langsam geht es vorwärts,



von Zeit zu Zeit muß der Reifen emporgeschoben und an den Blattnarben des Stammes befestigt werden. Ist die Krone endlich erreicht, so wird die männliche Blüte abgeschnitten, aus der Wunde quillt nun reichlich der Saft hervor, der in einer an dem Stamm festgebundenen Kalabasse gesammelt wird. Der Neger steigt nach dieser Operation herunter, um nach einiger Zeit den Baum wieder zu erklettern und die gefüllte Kalabasse herunterzuholen.

„Der frische Saft sieht wie Molken oder stark mit Wasser verdünnte Milch aus, schmeckt sehr süß und wird schon in diesem Zustande getrunken. Nach einigen Stunden geht er in Gärung über und ähnelt dann unsern Schaumweinen. Es giebt verschiedene Sorten von Paluwein; in Kamerun schätzt man den in höhern Gebirgsgegenden gewonnenen besonders hoch und bringt ihn gern in die Flußdörfer und die Faktoreien der Weißen. Er ist ein billiges, angenehmes und wenig berauschendes Getränk, das überall in Afrika dem Reisenden gastlich angeboten wird.

„Doch damit ist die Reihe der Wohlthaten der Ölpalme lange nicht abgeschlossen. Schauen Sie nur die Netze und Körbe, die Hüttenwände und Dächer der Eingeborenen an, überall werden Sie Teile der Palme, Palmblatt und Palmsafer, als Material finden.“

Damit schloß Dr. Reinhold seine belehrende Unterhaltung und wohl zu guter Stube, denn in demselben Augenblick ertönten Trommelschläge in sonderbaren Absätzen und schienen ein Echo in den benachbarten Dörfern zu wecken.

„Das ist die Trommelsprache!“ sagte Dr. Reinhold zu dem erstaunt aufhorchenden Zugvogel. „Eine Eigenartigkeit der Dualla, die man sonst in der ganzen Welt nicht wiederfindet. Sie werden bald die Trommeln zu Gesicht bekommen. Sie bestehen aus einem etwa 2 Fuß langen elliptischen ausgehöhlten Holzstück, welches an der schmälern Seite eine rinnenförmige Öffnung besitzt. Diese Rinne ist durch einen Steg in zwei ungleiche Teile geteilt. Durch das Schlagen auf die eine oder andere Seite kann man nach Belieben zwei verschiedene Töne hervorbringen. Hierdurch sowie durch verschiedenen Rhythmus des Trommelns kann man eine große Anzahl von Signalen zusammenstellen, ja selbst einzelne Worte

und Sätze wiedergeben. Diese sonderbare Sprache muß gelernt werden und wird in der That von den meisten Dualla verstanden. Wichtige Nachrichten werden sofort ausgetrommelt; die Trommler vermitteln die Nachricht von Dorf zu Dorf, und in kurzer Zeit ist über das Geschehene ganz Kamerun unterrichtet. Das Signalgeben ist so leicht, daß selbst geringfügigere Dienstleistungen durch dasselbe befohlen werden; so z. B. bestellt man sich durch die Trommelsprache nicht selten frischen Palmwein von den Abhängen des Kamerungebirges, aus welchem Grunde der Chef der «Anna-Marie» seine beliebteste Sorte auf den Namen «Trommel-Champagner» getauft hat. Jetzt ist wahrscheinlich in der Vellschen Residenz das Palaver zu Ende, und das Resultat desselben wird den benachbarten Dörfern pflichtschuldigt mitgeteilt.“

Die Mittagsstunde nahte inzwischen heran und unsere Wanderer lenkten ihre Schritte wiederum nach dem Flußufer, um an Bord der „Anna-Marie“ heimzukehren. Hier bot sich ihnen ein neues überraschendes Schauspiel. König Aqua war samt seinen Leuten spurlos verschwunden, dafür brach gerade König Vell im vollsten Staat zum Besuch nach einer der Hülfs auf. Trotz der gärenden Streitigkeiten vermied er absichtlich jede kriegerische Demonstration, hatte den Helm abgelegt und stieg mit einer Anzahl unbewaffneter Männer in das große Kriegsboot, das 50—60 Mann fassen konnte. Die Sportrunderer in der Heimat könnten den Duallakönig gewiß um den Besitz eines solchen Kanu beneiden. Dasselbe ist in der Regel etwa 15 m lang und so trefflich gebaut, daß es an Geschwindigkeit jeden Flußdampfer mit Leichtigkeit übertrifft. Den vordern Teil desselben schmückt ein buntbemalter Kuffatz mit geschnitzten Tier- und Menschenfiguren.

Von dem Ruderboot König Vells wehten außerdem jetzt zwei Flaggen: die eine zeigte die deutschen Farben, die andere auf rotem Grunde in goldenen Buchstaben den Namenszug des Häuptlings. Er selbst saß in der Mitte unter einem buntfarbigen großen Sonnenschirm. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Ruder unter rhytmischem Gesang kraftvoll in Bewegung gesetzt — die Fahnen flatterten im Winde und pfeilschnell schoß das Boot seinem Ziel entgegen.



«Régate des «Sénice» de Gril.

Noch imponierender wird der Anblick eines solchen Fahrzeuges, wenn kriegerische Zeiten wirklich eintreten. Dann glitzern über dem Bootrand die langen Läufe der Gewehre und dunkeln die kraftvollen Gestalten der Krieger, deren Häupter mit Affensfell überzogene Helme schmücken. Stolz fast möchte man das Bild nennen, voll von Kraft und Mut — solange der Feind sich nicht blicken läßt und die Gewehre nicht krachen; dann sucht allerdings das Kriegsboot nach der ersten Salve mit Ehren das Weite und fliegt wie die Steppengazelle mit Windeseile davon. Denn im Hinterhalt stellt der Dualla seinen Mann, im offenen Kampfe aber ist er ein Feigling.



„Handelsstörung!“ donnerte auf dem Deck der „Auna-Marie“ Herr Wagner. „Nichts als die infamste Handelsstörung! Da promeniert Freund Vell in seinem Boote zwischen den Hülks, während Aquas Kriegsboote hinaufgefahren sind nach dem obern Kamerun, die Passage versperren und keinen Händler, der nach Vells Stadt fahren will, durchlassen. Die englischen Herren lachen wieder ins Häustchen; denn Vell handelt mit uns, und da sind wir die Geschädigten. Da sieht man, ob das nicht wahr ist, was wir hundertmal nach Hamburg und Berlin geschrieben haben, daß wir ein deutsches Kriegsschiff brauchen, das unsern Handel beschützte. Da hat einer von Vells Leuten einen Sklaven Aquas bei einer Kauferei erschlagen, und nun heißt es Krieg und Handelsstockung! Mit Bomben und Granaten sollte man einmal das Gesindel traktieren, damit es wüßte, was der Krieg bedeute und Respekt vor ihm für alle Zeiten bekäme!“

Und Herr Wagner winkte dabei einem Krueger, den er dem Boote des Königs Vell nachsahnte, das vor einer benachbarten Hulf lag.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte Dr. Reinhold. „Hier Palaver abhalten?“

„Was ich will? Oben die Passage erzwingen. Vell muß sofort hinaufrudern, und wir folgen ihm in unsern Booten!“

„Vergessen Sie denn nicht, daß es unsere Pflicht ist, uns in die Streitigkeiten der Eingeborenen nicht zu mengen?“

„Schon gut! Was wir thun dürfen und nicht dürfen, weiß ich wohl. Aber der Krieg hat ja noch nicht begonnen, und wir fahren nur spazieren. Wir wollen sehen, ob uns die Schwarzen daran hindern. Feuern sie auf uns zuerst, nun dann werden wir uns zu wehren wissen!“

Und in der That rüstete Wagner allen Ernstes zu einer Expedition.

„Van Cuny, kannst du schießen?“

Der Neger lächelte; er griff nach der Büchse, die Wagner ihm entgegenhielt. Eine Schwalbe nahm gerade einen höhern Flug; im Nu flog die Büchse an Van Cunys Wange, ein Blitz und ein Knall und man sah den getroffenen Vogel schnurgerade in die Flut stürzen.

„Ein Teufelskerl!“ murmelte Wagner. „Er fährt mit!“

Doch da stand schon Zugvogel gleichfalls mit einer Büchse in der Hand, ein zweiter Vogel wurde sichtbar und wiederum krachte ein Schuß mit demselben Erfolg.

„Bravo, mein Zunge!“ rief Wagner. „Da haben wir ja eine famose Schützencompagnie auf unserer «Anna-Marie».“

Die beiden Schüsse lockten eine Menge Eingeborener ans Ufer und auch den König Bell an Bord der Hulk. In seiner Gegenwart wurde das Meisterschießen fortgesetzt, zu großer Freude des Herrn Wagner, der leise zu Dr. Reinhold flüsterte:

„Diesmal wird nichts aus dem Kriege. Zugvogel und Van Cuny sorgen dafür, daß die Bahn frei wird und keine Maus den Fluß verstopft.“

Und es kam so, wie der Chef der „Anna-Marie“ prophezeite. Als König Bell mit seinen Leuten in seine Stadt zurückgekehrt war, begann wieder das Trommeln und von Dorf zu Dorf pflanzte sich die Kunde von den beiden Schützen fort, die am Wasser der Dualla erschienen waren und die von nun an im Munde der Eingeborenen den Beinamen „Der weiße und der schwarze Vogeltöter“ führten. Diese Kunde kam auch den Leuten Aquas zu Ohren, und bald sah man ihre Kriegskanus auf der eiligsten Heim-

fahrt begriffen. Fürchteten sie etwa dort oben im menschenleeren Strome nähere Bekanntschaft mit den Kugeln der neuen Freunde des Königs Vell anzuknüpfen?

Jedenfalls dachten so die Schwarzen in Vells Stadt, denn gegen Sonnenuntergang herrschte reges Leben in den Straßen derselben und bald darauf erfolgte eine feierliche Einladung an die Weifen der „Anna-Marie“ und den schwarzen Vogelstötter.

---

#### IV. Eine Festnacht in Kamerun.

Es war die Zeit des Vollmondes, in welcher die Dualla zu Ehren des Gottes „Elung“, der das böse Prinzip darstellt, nächtliche Feste abhalten.

Die Hauptceremonie, zu welcher die Weißen nur ungern zugelassen werden, war schon in der vorhergehenden Nacht vollzogen worden. Nach verbürgten Erzählungen einiger Forschungsreisenden pflegt sie in folgender Weise zu verlaufen.

Zunächst werden unter großem Geschrei Weiber und Kinder in die Häuser gejagt, deren Thüren hierauf sorgfältig verriegelt werden; denn nach dem Glauben der Dualla dürfen weder Weiber noch junge Leute den „Elung“ sehen, ohne tödlich zu erkranken.

Hat man sich auf diese Weise der unnütigen Zeugen erledigt, so ziehen die Männer auf den Fest- oder Tujuplatz, der vor dem Dorfe liegt und eingezäunt ist. Hier wird ein Loch in die Erde gegraben und unter allerlei Zaubersprüchen werden Kräuter und Früchte in dasselbe gethan und wieder mit Erde zugebedekt. Dann trinkt die Versammlung Paluwein und spuckt auf die frisch zugebedekte Stelle, in die man einen Bananensproß einsetzt. Zum Schluß wird ein Huhn geschlachtet, mit dessen Blut man den Bananensproß begießt, und wiederum Paluwein getrunken.

Der Sinn dieser Ceremonie ist bis jetzt nicht enträtselt worden.

Am nächstfolgenden Tage aber beginnt das eigentliche Volksfest, an dem Weiber und Kinder eine hervorragende Rolle spielen und an dem sich heute auch die Weißen der „Anna-Marie“ beteiligten.

Die Festfreude aller Völker äußert sich vornehmlich in Gesang, Musik und Tanz. Bei Völkern auf niedriger Kulturstufe nimmt der Tanz die wichtigste Stelle in jeder Festlichkeit ein und entwickelt sich zu dem, was wir bei uns Ballett nennen, zu einer pantomimischen Darstellung einer bestimmten Handlung.

Eingeborene einiger Südseeinseln legen zu diesem Zwecke bunte Masken an, schmücken sich mit Blumenkränzen und führen Tänze auf, die Scenen aus dem Leben verschiedener Tiere und Vögel, z. B. des Känguruh und des Pelikans, darstellen. Auch unter den Völkern Westafrikas gelangt hier und dort die Tanzkunst zu hoher Vollkommenheit. Berühmt sind namentlich die Ballettkünste, welche die Amazonen des Schreckensreiches Dahome zum besten geben und durch die namentlich kriegerische Scenen dargestellt werden.

In dieser Hinsicht sind die Dualla im Vergleich zu andern Naturvölkern wahre Stümper, und auch bei diesem Zuversete war ihr Gebahren nichts weniger als interessant. Ein mächtiges Feuer loderte in der Mitte der Umzäunung; ringsherum saßen, Tabak rauchend und Palmwein trinkend, die Männer, während die Weiber im gleichmäßigen Takte Rundgänge machten oder auch Solotänze aufführten, die in sonderbaren Fußverdrehungen und Körperstellungen bestanden. Dazwischen lärmten unaufhörlich die Trommeln und tönte der Gesang oder vielmehr das Geheul der Zuschauer.

Die Festnacht in Kamerun hatte wenig Verlockendes.

Ob auch Jan Cuny derselben Meinung war?

Er hatte die Bekanntschaft eines Missionschwarzen gemacht, der, in europäischer Kleidung unbeholfen einherstolzierend, mit Geringschätzung auf das Fest herabblückte, im übrigen aber dem Palmwein recht tapfer zusprach.

Jan Cuny wußte den Gentleman bei seiner schwächsten Seite zu packen. Er behandelte ihn, als ob er sein Diener wäre, und blieb die ganze Nacht hindurch sein unzertrennlicher Begleiter.

Nicht nur in Europa löst der Wein die Zungen und öffnet die Herzen. Die beiden Neger waren bald in eine Unterhaltung vertieft, welche sie die ganze Umgebung vergessen ließ. Und was erzählten sie sich! Von der schwarzen Null und dem tapferen Tom war die Rede.



„Wie schade, daß der Brave nicht mehr in Kamerun weilt, daß er nach dem weiten Süden gezogen ist und sein Schiff an den Engländer verkauft hat“, seufzte Van Cuny.

„Freilich“, erwiderte der Missionsneger. „Der schwarze Kutter wäre ein besseres und wärmeres Nest für den Vogelstötter als die zahme «Anna-Marie». Wenn der einmal wieder die Anker lichtet, dann giebt's von neuem ein flottes Leben. Möchtest wohl so etwas mitmachen? He!“ und ein listiger Blick traf Van Cuny.

„Ich habe ein Jahr Kontrakt“, erwiderte er ruhig.

„Was verdienst du im Monat? Vier lumpige Pfund Sterling. Der Schwarze Tom zahlt anders.“

„Der Schwarze Tom wird auch nicht mehr zahlen als jeder andere Händler. Mehr kaun ja auch er nicht verdienen.“

„Wie klug du bist! Weißt du, welche Arbeit er von seinen Leuten verlangt? Palmöl kauft er nicht, und Elfenbein ist leicht unterzubringen. Geh, Van Cuny, so dumm bist du doch nicht, um nicht begreifen zu können, was auf einem stinken Segler geleistet wird, der bald hier bald dort an der Küste anstaucht. Wie die Taube den Adler — meidet er die Kriegsschiffe. Verstehst du mich?“

„Ja, wenn der Schwarze Tom hier wäre! Da ließe sich ein Wörtchen reden, aber du jagst ja selbst, er hat das Schiff verkauft und ist nach dem Süden gegangen, treibt wohl am Kongo Handel?“

„Was weiß ich“, erwiderte der Missionsneger. „Kurz vor seiner Abfahrt habe ich ihn verlassen, ohne ihn zu fragen wohin er gehen will. Auch bin ich jetzt Christ geworden und denke nicht daran, wieder auf dem schwarzen Kutter zu dienen. Dachte mich nur, als ich dich sah, solche Teufelskerle könnte Tom brauchen. Aber ich weiß ja nicht, wo er lebt und was er treibt. Wer kennt alle Flüsse und Fließchen, vom Kamerun bis zum Kongo!“ Und mit grinsendem Lachen wandte der Neger Van Cuny den Rücken zu.

Dieser kehrte zu Zugvogel zurück und beobachtete ruhig das bunte Treiben, ohne den Missionsneger aus dem Auge zu verlieren.

„Sonderbar“, murmelte er, „der Kerl schwätzt wie ein Knabe aus der Schule.“

Plötzlich erhob er sich lautlos. Er sah den Missionsneger in dem Dickicht des den Platz umgebenden Waldes verschwinden, und gebückt wie ein Panther schlich er, von niemand bemerkt, durch das niedrige Buschwerk. Bald erreichte er die Stelle, an welcher sein neuer Bekannter den Wald betrat, und fand hier einen schmalen ausgetretenen Pfad. Den Windungen desselben folgend, erreichte er den Fuß einer kleinen Anhöhe, auf welcher der Missionsneger jemand zu erwarten schien. Da teilten sich die Büsche und im matten Scheine des Vollmondes erkannte Jan Cuny einen fremden Mann, der rasch auf den Neger zueilte. Sie traten einige Schritte zurück nach der Stelle, wo Jan Cuny niedergekauert war, und begannen mit gedämpfter Stimme ein schnelles Gespräch.

„Keine Nachricht von Tom?“ fragte der Fremde, welcher einem Gebirgsneger ähnlich sah.

„Nein, aber Zwei werden übermorgen in Vonjoko anlangen. Sie werden wohl Briefe bringen.“

„Die Zahl wird voll...“, sprach der Fremde. Da ertönten lauter die Festtrommeln und machten weitere Worte unverständlich. Kurz darauf trennten sich die beiden Spießgejellen, und auch Jan Cuny kehrte auf den Festplatz zurück.

„Keine Nachricht von Tom?“ Also er mußte hier in der Nähe sein. „Zwei werden morgen in Vonjoko anlangen.“ Zwei — wer konnte das sein; ein Schauder erfaßte Jan Cuny. Vonjoko, was gäbe er darum, wenn er übermorgen dort sein könnte! Vonjoko, was war das für eine Ortschaft? Wo lag sie denn? Er kam sich vor wie verkauft und verraten.

Anfangs dachte er an Scidel, der mußte es wissen. Ja, aber wer konnte ihm dafür bürgen, daß auch dieser nicht zu der Bande des Schwarzen Tom gehörte. Und der Gebirgsneger? Rätsel über Rätsel, und doch witterte er wie der Schweißhund sicher die frische Fährte.

„Die Zahl wird voll...“ Also die Entscheidung stand bevor, er mußte rasch handeln.

Er blickte in das treue Gesicht Zugvogels. Ob der ihm nicht helfen würde? Er schüttelte das Haupt. „Nein! Nein!“ murmelte er, „die Weißen sind Kinder im Urwald!“

Einige Minuten lang saß er da, den Kopf auf die Brust gesenkt; dann raffte er sich empor, stand auf und ging mit taumelnden Schritten wie ein Trunkener durch die johlende Menge.

Er stand wieder vor dem Missionsneger und lallte ihm unverständliche Worte entgegen.

„Was willst du?“ fragte ihn dieser barsch.

„Es gefällt mir hier! Lustiges Treiben! Viel schöner als das ewige Arbeiten auf einer Hult!“

„Glaub's dir gern!“

„Bist ein kluger Mann! Van Cuny vertraut dir!“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Neger. „Schlaf deinen Kausch aus; ich werde dich morgen wiederfinden, und grüß mir euern Seidel auf der «Anna-Marie».“

Und der Neger brach auf, um den Festplatz zu verlassen.

\* \* \*

Der Gruß an Seidel wurde pünktlich ausgerichtet, als am andern Morgen die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel der Bäume mit ihrem Glanze vergoldeten.

Der dicke Neger lachte verschmigt. „Ah“, so sagte er; „John, der Missionsneger! Der Liebling des Missionars!“

„Derfelbe! Er will mich für die schwarze Hult werben!“

Seidel blickte betroffen. „Und du —“, fragte er zögernd.

„Ich möchte mit.“

„Was? Du hast dich ja für ein Jahr bei uns verpflichtet!“

„Wenn der Schwarze Tom zurückgekehrt sein wird, wird's wohl dort drüben lustig zugehen. Lustiger als hier!“

„Sprich nicht so laut!“ flüsterte Seidel. „Seid ihr einig?“

„Noch nicht, aber ich möchte dich bitten —“

„Mich? Was weiß ich vom Schwarzen Tom und seinem Kutter!“

„Du bist doch sein Freund!“

„Du meinst John? Da hast du recht; der ist ein guter Freund Toms. Aber höre, wenn dir deine Haut lieb ist, so schweig davon und zwing mich nicht, mit meinem und deinem Herrn darüber zu sprechen.“

„Du sollst nur mit John darüber sprechen“, erwiderte gelassen Jan Cuny. „Ich glaubte, wir verständen uns.“

„Du sprichst in Rätseln, Jan Cuny. Ich muß heute so wie so nach der Mission und werde John fragen, was das alles bedeute“, und er wandte sich ab, mit mißtrauischem Blick Jan Cuny messend. Dieser aber war mit dem Erfolg der kurzen Unterredung durchaus zufrieden. Es unterlag keinem Zweifel, daß er mitten unter Toms Helfershelfern sich befand, und daß dieser selbst bald auf dem Schauplatze erscheinen würde.

Aber hier auf der Hult durfte Jan Cuny nicht müßig bleiben; er mußte in das Land einzudringen suchen, das geheimnisvolle Bonjoko aufsuchen. Würde er das Verhältnis zu Zugvogel lösen können? Und was konnte er sonst hier beginnen, er, der nichts besaß, der nur wenige Habseligkeiten, ein kleines Handpaket mit sich führte? Zugvogel, Reinhold und Wagner waren brave Leute, das wußte er. Und wenn er ihnen alles gestehen würde? Sie würden ihn ziehen lassen, ihm vielleicht helfen. Nein, sie brauchten ihn nur ziehen zu lassen.

In diesen Gedanken vertieft strich er sich über den linken Arm, an dem eine breite, angeschwollene Narbe sichtbar war, dann griff er wie spielend nach seinem Dolchmesser. Er schien zu überlegen; doch da trat wieder Seidel mit einigen Krunegern auf das Deck, und Jan Cuny saß wieder still, als ob kein Sturm in seiner Seele getobt hätte.

„Es wäre auch vorschnell gehandelt!“ murmelte er für sich.

\* \* \*

Am Kaffeetisch der „Anna-Marie“ wurde heute lebhaft debattiert. Dr. Reinhold rüstete zu einer Expedition. Er wollte, um das Leben der Tiere kennen zu lernen, auf einige Wochen in den Urwald ziehen, dort eine Jagdhütte errichten und dann seinen Lieblingswunsch erfüllen, die Spitze des Kamerunberges besteigen.

Herr Wagner führte bei dieser Gelegenheit aus, daß auch er es für nötig erachte, diese Expedition zu fördern und ihre Resultate für sein Schiff zu verwerten.

„Bevor man hier Handel treibt, muß man Land und Leute

genau kennen lernen, und so dekretiere ich, daß Zugvogel an dieser Forschungsreise teilnimmt, und übertrage alle meine Vollmachten ihm gegenüber auf Herrn Dr. Reinhold.“

So ging der früher verabredete Plan zu Zugvogels größter Freude sofort in Erfüllung.

Man reist in Westafrika anders als in Europa. Im „dunklen Weltteil“ giebt es keine Straßen in unserm Sinne des Wortes, nur schmale Pfade führen über Berg und Thal. Keine Brücken führen über die Ströme, der Neger verfügt weder über Zug- noch Lasttiere und kennt keine Wagen. Alle Lasten trägt der Mensch selbst, die weitesten Strecken legt er zu Fuß zurück, und nur der vornehme Reisende läßt sich in einer Hängematte tragen.

Wer aber Forschungsreisen unternimmt, verzichtet auch auf diesen Luxus; er muß in diesen Gebieten ein tüchtiger Fußgänger sein, und mancher von den berühmten Forschern mußte barfuß hunderte von Meilen zurücklegen, bis er das erwünschte Ziel erreichte.

In Europa stecken wir Geld in die Tasche, wenn wir auf Reisen gehen, und brauchen, wenn wir viel Banknoten bei uns führen, kein Gepäck mit uns herumzuschleppen. In Westafrika hat Geld gar keinen Wert. Hier, wo überall der Tauschhandel herrscht, muß der Reisende Waren mit sich führen, mit welchen er sich freien Durchgang erkaufte, mit welchen er seine Leute bezahlt und für seine Karawane Lebensmittel einkauft, ja Westafrika ist sogar an Nahrungsmitteln so arm, daß selbst von diesen ein gewisser Vorrat mitgenommen werden muß.

Darum rüstet auch hier der Weiße, wenn er auf Reisen geht, eine ganze Karawane aus. Baumwolltücher, Messingbecken, Glasperlen, Eisenwaren, selbst Pulver und Gewehre und auch Rum werden in Ballen zu 60—80 Pfund verpackt und unter die Träger verteilt. Große Forscher traten ihre Entdeckungsreisen mit Hunderten von Trägern an.

Für die kleine Expedition Reinholds genügte eine Anzahl von etwa zwanzig Kronegern, die bis zum Bestimmungsorte die Vorräte hintragen und dann heimkehren sollten, während in der Urwaldstation nur Dr. Reinhold, Zugvogel und Jan Cuny mit fünf Krüjungen dauernd zu bleiben beabsichtigten.



Flucht von der Galee „Anna-Maria“.

Schon am nächsten Morgen sollte die Expedition aufbrechen, und Jan Cuny war nicht wenig erfreut, als er nunmehr erfahren hatte, daß er die „Anna-Marie“ verlassen und quer durch das Land ziehen werde.

„Und wohin führt der Weg?“ fragte er neugierig.

„In unbekanntes Land“, sagte lächelnd Zugvogel.

„Bonjoko ist die letzte civilisierte Station“, fügte ergänzend und scherzend Dr. Reinhold hinzu. „Ich habe gehört, daß man von dort auf wenig betretenen Pfaden leicht in das Innere vordringen kann. Wir wollen sehen, wie weit wir kommen.“

Wie hoch pochte das Herz unserm Jan Cuny! So viel Glück in unverhoffter Weise! War nicht dieser Zugvogel sein guter Geist?

„Hurrah!“ schrie jetzt der deutsche Neger.

„Hurrah!“ fiel Zugvogel ein.

Gegen Abend kehrte Seidel von seinem Gang nach der Mission zurück. Als sich alle zur Ruhe gelegt hatten, schlich er sich an Jan Cuny heran und lockte ihn auf eine einsame Stelle des Hinterdeckes.

In Bells Stadt loberte wiederum das Feuer, klangen wiederum die Trommeln, schallte der Gesang der Neger: das Jujufest wurde fortgefeiert.

„Möchtest du vielleicht Bohn selbst sprechen?“ fragte Seidel Jan Cuny.

„Zu jeder Zeit!“ erwiderte dieser gelassen.

„Dann komm, der Fluß ist ruhig und das Ufer nicht fern; du kannst hoffentlich ebenso gut schwimmen wie schießen.“

Jan Cuny maß verächtlich die plumpe Gestalt des schwarzen Kommiss.

„Und du?“ fragte er.

„Frage nicht, wie oft diese Arme das Wasser der Dualla geteilt haben!“ sprach der andere selbstbewußt. „Doch sei vorsichtig, damit es niemand merke!“

Rautlos glitten die beiden schwarzen Schatten an der herabgelassenen Peine in die Flut, sicher schwammen sie dem Ufer zu, sich wohl bewußt, daß sie ein gefährliches Wagstück unternommen;

denn nicht allein die Furcht, daß sie vom Schiffe aus entdeckt werden könnten, trieb sie zur Eile an, auch aus den schwarzen Tiefen des Stromes drohten ihnen Gefahren: das furchtbare Gebiß der Krokodile, die schon manchen kühnen Schwimmer ums Leben gebracht.

Sie erreichten glücklich das Ufer und verschwanden im dichten Gebüsch. An derselben Stelle, wo gestern Jan Cuny den Fremden und den Missionsneger belauscht hatte, trafen sie heute mit dem letztern zusammen.

„Du willst deinen Dienst verlassen?“ fragte Jahn.

„Ja“, erwiderte Jan Cuny, „wenn ich bessern Lohn erhalte.“

„Und was möchtest du auf der schwarzen Hülk thun?“

Jan Cuny lächelte: „Jahn, was fragst du mich; sag doch selbst: soll ich nicht das fangen helfen, was mehr Gewinn einbringt, als alles Palmöl und Elfenbein? Dein Freund Seidel hat es mir verraten, bevor ich dich kannte, daß der Schwarze Tom sich gut auf das schwarze Elfenbein versteht. Nun deutlicher kann ich wohl nicht reden?“

„Fehlgeschossen!“ lachte Jahn. „Seidel hat dir nur vorgeschwatzt, was hier in Kamerun gemunkelt wird. Wenn der Schwarze Tom kommen sollte, so werde ich ihm sagen, was für ein Teufelskerl du bist. Ja, du kannst froh sein, daß wir dich bei deinem Herrn nicht anzeigen. Nicht wahr, Seidel? Wir sind jetzt zwei Zeugen und wollten diesen saubern Menschen nur auf die Probe stellen. Also nimm dich in acht und sage niemand, daß ich, ein Missionsneger, ein Gentleman, für den Schwarzen Tom hier Leute werben will oder gar an Handel mit dem Fleisch meiner schwarzen Brüder denke!

„Nein, ich wollte dir was anders sagen. Morgen marschierst ihr nach Bonjoko. Geh dort hin zum Häuptling Ngassa und sage ihm, ich lasse ihn grüßen und warte noch immer auf die zwei Ziegen, die er mir schuldet; ich hätte ihm den Bock schon längst geschickt. Das sollst du ausrichten und hier hast du ein Blatt Tabak für deine Mühe.“

„Wenn ich den Häuptling sehe, so soll er das erfahren, und den Tabak will ich auf dem Marsche rauchen, wenn er bis morgen



trocken wird von der Fahrt über euer Wasser der Dualla, die er mit mir machen muß. Bezahlt ihr so eure Leute auf der schwarzen Hult?" erwiderte Jan Cuny finster.

„So, nimm die Perleschnur!“ sagte John zischend. „Merke dir aber, daß wir nichts schenken, und merke dir auch das, daß wir keinen Scherz verstehen und unsere Feinde zu treffen wissen — ebenso gut wie du die Schwalben.“

„Und du vergiß auch nicht, daß ihr Schützen braucht, die den Adler niederstrecken, der über euch Habichten kreiset! Hast du mir noch etwas zu sagen?“ erwiderte höhniisch Jan Cuny.

„Thue, was ich dir geheiß“ sagte kurz John, „und morgen wirst du aus einem andern Munde erfahren, wann und wohin wir dich rufen werden.“ Er wandte sich ab und bald schwammen Seidel und Jan Cuny zurück nach der „Anna-Marie“, die sie, von niemand bemerkt, glücklich erreichten.

In dieser Nacht hatte Jan Cuny einen wunderlichen Traum; er sah die zwei Ziegen des Ngassa von Bonjoko, die sich in zwei kleine Mädchen verwandelten. Sie streckten bittend ihre Arme ihm entgegen und ihre Augen schauten so traurig drein, daß der „Sohn des Windes“ laut im Schlafe aufstöhnte und, als er munter wurde, krampfhaft die Hand ans Herz preßte.

## V. Nach dem Urwald.

An diesem Morgen wurde auf der Hult ein solennes Frühstück gehalten. Aber nicht der schäumende Palmwein wurde dabei getrunken: in grünen Römern perlte das goldene Nebenblut, das in milderer Sonne an den blühenden Berghängen des Rheinlandes gereift war, und „Glück auf!“ und „Auf Wiedersehen!“ tönte es von Mund zu Mund.

Es ging ja vorwärts in die freie Natur, unter das ewig grüne Dach des tropischen Urwaldes; wie jauchzte da Zugvogels Herz, wie träumerisch hing sein Auge an den aufsteigenden Bergwänden, auf denen er Schritt für Schritt emporklettern sollte, zu dem kahlen Haupte des höchsten westafrikanischen Berges, zu dem erloschenen Krater des „Götterberges“ der Eingeborenen!

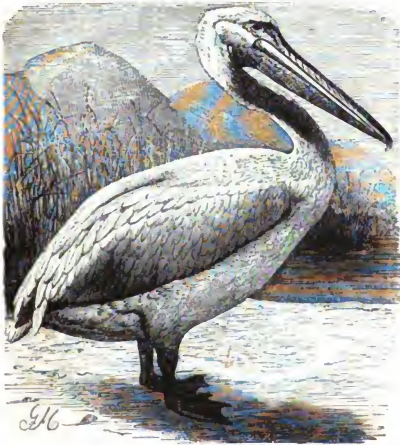
Auf den schon geschilderten Kanälen der Mangrovesümpfe, auf den vielverschlungenen „Creeks“, fuhr unsere Freunde zunächst durch das Mungo-Land bis an die Grenze des Bakhwiri-Gebietes.

Die lange monotone Fahrt wußte Dr. Reinhold durch Schilderungen des Tierlebens zu kürzen, zu welchen das sumpfige Gebüsch ausgiebigen Stoff bot.

Zu den Morgenstunden herrscht hier unter den Stelz- und Wasservögeln eine rege Thätigkeit, denn sie ziehen alsdann einzeln oder in Scharen vereinigt auf die Jagd aus.

An den seichteren Stellen des Gewässers sammelten sich die trägen Pelikane, denen die Natur die Kunst des Tauchens ver sagt hat. Wie eine Fischerflotille oder eine Kette von Treibern

bildeten sie einen Halbmond und rückten langsam gegen das Ufer einer Sandbank vor, die Beute vor sich scheidend. Bald vereinigten sie sich auch zu regelrechten Kreisen, die durch stetiges Vorrücken nach dem Mittelpunkt immer enger wurden; oder sie teilten sich in schmalen Kanälen in zwei Haufen und rückten in geschlossener Kolonne einander entgegen, auf diese Weise einander die Beute zutreibend. So wissen diese Geschöpfe den Mangel an



Pelikan.

Geschicklichkeit durch kluge List zu erjehen, um ihren Hunger zu stillen. Und dieser muß, nach ihren Fresswerkzeugen zu urteilen, nicht gering sein; ihr Schlund ist so weit, daß eine starke Faust ihn leicht passieren kann, und man hat oft gefangenen Pelikane ohne besondere Mühe soeben verschlungene Fische mit der Hand aus dem Magen gezogen.

An andern Stellen marschierten wiederum in Reih und Glied die „Soldatenvögel“ auf, die Flamingos, die mit ihrem herrlichen

Gefieder Flüsse und Seen südlicher Länder im vollsten Sinne des Wortes schmücken. Wie frisch blühende Rosen glänzen ihre roten Flügel, schimmern in der Ferne wie ein Abglanz des reinsten Abendroths. Das Auge verweilt wie trunken auf dieser Farbenpracht, und man begreift, warum die Griechen und Römer den Vögeln den Namen Flaming beilegte, warum ihn die Franzosen „Flamant“ nennen. Sie sind scheuer als die Pelikane, fliehen



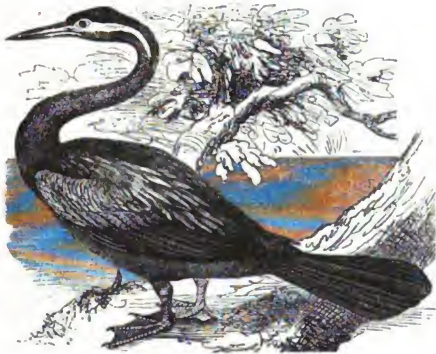
Echattenvogel.

vor jeder ihnen fremden Erscheinung und oft muß man sich begnügen, durch ein Fernrohr ihr Thun und Treiben zu beobachten.

Sie sind auch darnun seltenere Gäste in den von Schilf und Mangroven umgebenen Gewässern, als deren heimischer Bewohner der Echattenvogel (*Scopus umbretta*) gelten kann. Ein sonderbarer Reihervogel ist es, der während der Morgen- und Abenddämmerung sich am lebhaftesten geberdet, und in seiner ganzen Haltung etwas Rabenartiges bekundet. Eine schöne Haube schmückt seinen Kopf, mit welcher er während der Ruhestunden gern zu spielen pflegt, indem er sie aufrichtet und niederlegt. Während

des Tages sitzt er im tiefsten Schatten des Waldes, was ihm wohl seinen Namen eingetragen hat.

Dem Naturfreund bietet er ganz besonderes Interesse, denn er gehört zu den seltsamsten Baukünstlern unter den gefiederten Scharen. Zwischen den Ästen der Bäume oder starker Büsche baut der Schattenvogel sein Riesennest, das  $1\frac{1}{2}$ —2 m im Durchmesser groß und ebenso hoch ist, und dessen Spitze eine kuppelförmige Wölbung abrundet. Es ist ein förmliches Haus,



Schlangenhalsvogel.

denn es enthält drei vollständig getrennte Räume, die man als Vorzimmer, Gesellschaftsraum und Schlafgemach betrachten kann. Wie die äußeren Wände, so sind auch die Zimmer im Innern aus Reisern und Lehm kunstvoll gemauert.

Das Vorzimmer dieses Nestes könnte man auch die Wachtstube nennen, denn in ihm liegt auf dem Bauche, durch die schmale Öffnung den Hals vorstreckend, die Schildwache, welche bei nahender Gefahr durch ein heiseres Geschrei den Gefährten warnt und zur Flucht antreibt. Das Gesellschaftszimmer dient zugleich als Speisesaal und Vorratskammer; hier liegen die erbeuteten Tiere aufgespeichert, bis sie oft vertrocknen oder verwesen. Das letzte

Zimmer, das Schlafgemach, ist am geräumigsten und mit Schilf und anderen Pflanzen weich ausgepolstert. Hier werden die Eier von beiden Vögeln ausgebrütet, sodaß der hinterste Raum zu gewissen Zeiten auch die Kinderstube darstellt.

Vor den Nachstellungen der Menschen schützt den schlauen Baumeister an vielen Orten der Aberglaube, und so gedeiht der Schattenvogel unter dem Schutze der Sagen, welche die Einbildungskraft der Eingeborenen um seine abenteuerliche Gestalt gewoben.

Die Mangropegewässer sind auch die Heimat vorzüglicher Taucher, unter denen die Schlangenhalsvögel als vollendete Meister hervorzuheben sind. Sie verdanken den bezeichnenden Namen ihrem eigentümlichen Halse, der nicht nur in seinen Bewegungen denen der Schlange gleicht, sondern auch die Zeichnung derselben trägt. Nach ihm hat der Hottentotte den Vogel also genannt, und die civilisierte Welt hat den Namen in ihrem wissenschaftlichen System beibehalten. Glaubt der Schlangenhalsvogel, daß kein Feind in der Nähe sei, so schwimmt er gewöhnlich mit halb untergetauchtem Leibe auf dem Wasserpiegel umher. Wittert er aber Gefahr, so taucht er den Leib unters Wasser, läßt nur den Kopf und den dünnen Hals aus der Flut emporragen und weiß sich auf diese Art namentlich am schilfbestandenen Ufer allen Nachstellungen selbst der scharfsichtigsten Gegner zu entziehen. Dabei rudert er mit den Füßen und steuert mit dem Schwanz mit erstaunlicher Geschicklichkeit; Strecken von 60 m Weite durchmißt er in kaum einer Minute, und er soll unter dem Wasser gewandter schwimmen als auf der Oberfläche desselben.

Doch damit ist der Reichthum der Vogelarten noch lange nicht erschöpft. Hier und dort begegnet das Auge den wohlbekannten auf Fische lauern den Reiher, weißen und grauen; in dieser oder jener Bucht stößt der Ruderer auf bunte Entenscharen, und über ihnen allen thront auf hohem Horste der gewaltigste der afrikanischen Raubvögel, der Schopfadler, vor dem alles in ein sicheres Versteck sich flüchtet, wenn er gegen den blauen Äther aufsteigend seine Schwingen ausbreitet und mit beutespähendem Blick die tief unter ihm liegende Erde durchmißt.

Neben den Vögeln birgt die Mangrovewildnis ein zahlloses Heer von Amphibien und Fischen.

Gewaltige drei bis fünf Meter lange Krokodile stiegen hier und dort aus der Flut auf Sandbänke und geneigt vorragende Stämme und sonnten sich behaglich, bald lang ausgestreckt, bald in wunderlichsten Windungen den Körper zusammenlegend. Ehrwürdige Saurier, deren gemästete Leiber wenig zu den Erinnerungen Zugvogels an die mageren Krokodile der zoologischen Gärten paßten! Als die Reisenden einmal auf einer Sandbank landeten, konnten sie sich von der Gewandtheit der Ungetüme im Schnelllauf überzeugen: sie trabten so hurtig davon, daß selbst die flinken Füße der jungen Neger in diesem Wettrennen unterliegen



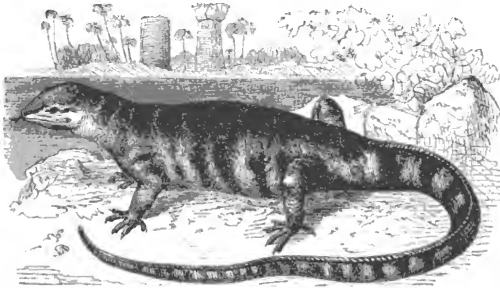
Krokodil.

würden. Dabei erfuhr Zugvogel, daß die Gefährlichkeit der Krokodile in verschiedenen Gegenden großen Schwankungen unterworfen sei; während sie in bestimmten Flußläufen den Menschen durchaus nicht angreifen, sollen sie in anderen Menschen selbst von Kanus herabziehen, und am Kongo berichtete man vor einigen Jahren in verbürgter Weise von einem Krokodil, das in einen dreißig Schritt vom Ufer entfernten Stall während der Nacht eingedrungen war und sich von dort ein Schwein geholt hatte.

Interessanter als diese Geschöpfe erschien ihre nahe Verwandte, die große Waraneidechse (*Monitor saurus*), die bis zu 2 m lang wird und durch ihre Körperbildung an die Saurier der Urzeit, den *Ichthyosaurus* und *Plesiosaurus*, erinnert. Auf alt-

ägyptischen Denkmälern finden wir schon das Tier abgebildet, wohl darum, weil es als Vertilger der ägyptischen Gottheit Krokodil galt. In der That stellt der Waran auch eifrig jungen Krokodilen nach, begnügt sich aber, wo diese nicht vorhanden sind, mit kleinen Säugetieren, Vögeln, Eidechsen und auch Fischen. Bei vielen Negerstämmen gilt sein Fleisch als Leckerbissen, und auf den malayischen Inseln, wo das Tier gleichfalls vorkommt, werden Waraneier höher geschätzt als Hühnereier.

Die Mangrovejümpfe Westafrikas beherbergen ferner noch einen durch seine Lebensweise höchst anziehenden Fisch von 15 cm



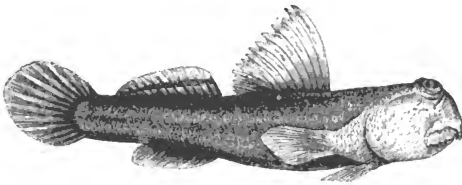
Waranedeckie.

Länge, den Schlammpringer (*Periophthalmus papilio*), der nicht im Wasser, sondern am trockenen Ufer kleine Krebse und Kerbtiere fängt und mit großer Geschicklichkeit die Wurzeln der Mangroven erklettert. Seine Brustflossen dienen ihm dabei als Füße. In kleinen Gruppen verlassen die Schlammpringer das nasse Element und hüpfen durch ein geringes Krümmen und Strecken des Körpers vorwärts, eine charakteristische Furche im Uferschlamm hinterlassend. Ist kein Feind in der Nähe, so springen sie spielend umher, jagen auch mutwillig einander und schwingen sich auf die am Ufer stehenden Stämmchen und Buschäste. Nähern wir uns aber ihnen, so ergreifen sie in weiten Sprüngen, die das Dreifache



ihrer Körperlänge betragen, die Flucht und verschwinden unter lebhaftem Geklätscher in dem nahegelegenen Wasser.

Unermesslich ist aber der Reichtum der Creeks an Krabben aller Art. Führt doch der Fluß nach ihnen den Namen; denn als die ersten europäischen Besucher, portugiesische Sklavenhändler, in ihm erschienen waren, fanden sie hier solche Mengen dieser Krustentiere, daß sie den Fluß Rio dos camaraos (Krabbenfluß) taufte, woraus später das englische Wort „Cameroons“ und zuletzt das deutsche „Kamerun“ entstand. Aus noch nicht erklärten Ursachen tauchen von Jahr zu Jahr in den Flußläufen des Kameruner Delta zahllose Legionen kleiner langgeschwänzter Krebse auf. Weite Wasserstrecken sind dann so dicht mit den Tierchen be-



Schlammspinner.

setzt, daß sie mit Körben gefischt werden. Im Leben trägt dieser Krebs eine gelbe Färbung mit einem Stich ins Rötliche; er läßt sich nur kurze Zeit, etwa vierzehn Tage, blicken und pflegt dann regelmäßig spurlos zu verschwinden, sodaß man später selbst mit größter Mühe nicht ein einziges Exemplar aufreiben kann.

Sind seine Züge erschienen, so ruhen an den gesegneten Tagen seines willkommenen Besuchs alle Zwiſtigkeiten in Kamerun; überall sieht man Leute mit dem Fang der Krebse beschäftigt, die sofort am Feuer in großen Massen getrocknet und landeinwärts verkauft werden. Tagelang verwesen alsdann am Flußufer die beiseite geworfenen Überreste des lohnenden Krebsfanges und lassen als unangenehme Erinnerung einen widerlichen Festgeruch in allen Dörfern des Kamerunlandes zurück.

Durch solche Beobachtungen und Berichte gewann das anscheinend öde Mangroveland interessante Lichtseiten in Zugvogels Augen. Auch hier trat ihm die wunderbare Schöpfungskraft der Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit entgegen. Wie reich an fesselndsten Zügen war dieses Tierleben, und wie viele Rätsel waren noch zu lösen! Deutlich trat ihm hier vor die Seele diejenige Aufgabe der Forschungsreisenden, auf die er bis jetzt nicht geachtet. Es genügt keineswegs, Länder zu entdecken, im Fluge hunderte von Meilen zurückzulegen; der Afrikaforscher muß auch an bestimmten Orten für Monate oder Jahre sein Zelt aufschlagen, und auf den Pulsschlag des tropischen Lebens hordchen. Bringt er uns dann genaue Kunde vom Wuchs und von den Früchten der Pflanzen, von der Verbreitung und Lebensweise der Tiere, so gebührt auch ihm die Entdeckerpalme. Durch seine Forschung wird ja nicht allein unser Wissen bereichert; er ist auch im stande, in fremden Landen neue Schätze zu entdecken, indem er auf den Nutzen früher unbekannter Pflanzen und Tiere hinweist. Und dieses hohe Ziel verfolgte der Mann, der jetzt als Freund und Lehrer an seiner Seite saß. Kein Wunder, daß Zugvogels Reise eine neue Weihe erhielt, daß er in feierlicher Stimmung den säulengetragenen, mit Blumengewinden geschmückten, mit Vogelstimmen belebten und von dem Odem eines ewigen Lebens durchwehten Riesendom des Urwaldes betrat.

Nirgends dürfte es so schwer sein, Reisepläne auszuführen, wie in Afrika. Das sollte auch heute die kleine Expedition Reinholds erfahren. Gegen Abend landete sie in einer seitlichen Bucht des Creef, an dessen Ufer sich ein großer Platz ausdehnte, auf welchem von den Eingeborenen mehrmals wöchentlich der Markt abgehalten wird, und der nach einem nahegelegenen Dorfe den Namen Mbinga-Markt führt. Heute war der Platz leer, und so marschierte die Karawane auf einem Urwaldpfade nach dem nahen Mbinga in der Hoffnung, daß sie dort Führer finden werde, die sie nach Bonjoko geleiten sollten.

Nach einem anderthalbstündigen Marsche wurde das inmitten üppiger Bananenpflanzungen gelegene Mbinga erreicht und die

Expedition machte vor einem mehrere hundert Schritt langen Gebäude halt, der Residenz des dortigen Häuptlings.

König Njeka, ein schön gewachsener Mann mit dichtem schwarzem Vollbart, erwies sich als ein äußerst liebenswürdiger Wirt; er stellte alles seinen Gästen zur Verfügung; nur das Eine, was sie gerade wünschten, gewährte er ihnen nicht: Führer nach Bonjoko. An triftigen Gründen fehlte es ihm nicht. Bonjoko, so behauptete er, läge im Kriege mit den benachbarten Dörfern; Bonjoko sei ein erbärmliches Dorf, das nur durch Raub vorwärts zu kommen wüßte; die Reisenden möchten versuchen, Führer unter seinen Leuten zu finden und zu werben. Den Hauptgrund verschwieg aber der kluge Monarch von Mbinga. Wie alle andern Regier wollte auch er das Geheimnis der nach dem Innern führenden Handelswege hüten; wie alle andern Häuptlinge lebte auch er von der Vermittlung des Handels zwischen dem Binnenlande und den Hafenplätzen, und suchte darum jeden Weißen von weiterem Vordringen fernzuhalten. Dr. Reinhold wußte nur zu gut, daß in solchen Fällen, wenn Ausflüchte nichts nützen, den Reisenden selbst bewaffneter Widerstand entgegengesetzt wird, und seine Karawane war viel zu schwach, um einen Gewaltmarsch wagen zu können; er war auch für afrikanische Verhältnisse mit zu geringen Mitteln ausgestattet, um den eifersüchtig sein Geheimnis hütenden Häuptling zu bestechen, und so beschloß er nachzugeben. Im Nordwesten von Mbinga stieg der Kamm des Kamerungebirges auf, und ein dichter Urwald breitete sich über seinen Hängen. Hoffentlich bot er ihm dieselbe Ausbeute, wie die ferneren Regionen. Daß der Weiße im Bereich seiner Herrschaft jage, dagegen hatte Sr. schwarze Majestät nichts einzuwenden, dazu sollten die Leute von Mbinga recht gern behilflich sein, und so wurde man bald einig und konnte die Nacht unter dem gastfreundlichen Dache des schlauen Regers zubringen.

Die durch das Rudern und den Marsch auf schlüpfrigen Waldpfaden ermüdeten Leute sehnten sich nach Ruhe, und so beschloß Dr. Reinhold, die mitgebrachten Vorräte nicht auszupacken, sondern seine Karawane von den Mbinga-Leuten in ihrer Weise bewirten zu lassen.

Zugvogel sollte hier zum ersten Mal ein Stück echten westafrikanischen, von der europäischen Kultur nicht beleckten Lebens kennen lernen. Das einzige Gericht, welches nach des Tages Mühe den Hunger stillte, bestand in der landesüblichen Palmölsuppe. Veteranen der Afrikaforschung verzehren sie ohne Anstand; dem Neuling kostet es viel Überwindung, bis er sich an dieses Gericht gewöhnt. Das Kochrezept ist etwa folgendes: Zerquetsche mit den Fingern einige frische Palmnüsse, mische das Öl derselben mit so und so viel Kaffawamehl, füge hinzu Scheiben der möhrenartigen Kokowurzel und das Fleisch in Stücken geschnittener Hühner und verseze das Gemisch, nachdem es tüchtig gesotten, mit starkem Landespfeffer. Je heißender und heißer, desto trefflicher ist die Palmölsuppe.

Dr. Reinhold lächelte still für sich, als Zugvogel mit äußerster Anstrengung einen Löffel nach dem andern hinunterwürgte. Er war längst fertig und stillte seinen Durst aus einem breiten, mit frischem Palmwein gefüllten Topfe, während er seinem Gefährten von dem trefflichen Koche, Namens Hunger, erzählte und dabei klassische Erinnerungen an die spartanische Schwarzbrühe auffrischte.

Nicht viel besser als das Abendbrot war das Nachtlager. Ein Zimmer im Palaste des Königs von Mbinga! Notdürftig zusammengestampfter Lehm bildete den Parkettboden. Die leichten Rohrwände hatten keine Fenster, wiesen dafür aber zahllose Ritzen und Spalten auf, durch die das Ungezieferheer der Tropen ungehindert hin und her huschen konnte. Eine Thüröffnung war wol vorhanden, aber keine Thür hing in den Angeln; nur eine Palmmatte, eine windige spanische Wand wurde für die Nacht vor dieselbe geschoben. Sie hinderte freilich nicht die Geschöpfe, welche als Mitinsassen ein Anrecht auf das Zimmer hatten, nach Belieben einzutreten, es war das liebe Hausvieh der Bakhwiri: Ziegen, Hühner und Hunde. Über den Häuptern der Gäste wölbte sich in unregelmäßigen Linien ein phantastisches Gebälk, das ein stümperhafter Baumeister als Dachwerk konstruiert hatte, und darin hausten unbeschränkt zahllose Ratten mit sehr langen Schwänzen, Ratten von überaus lebhaftem Temperament und sehr streitsüch-

tigem Charakter, welche die Nacht für ihren, ihnen ausschließlich gehörenden Tag ansahen.

Und erst das Bett! Dr. Reinhold hatte aus seiner leichten Gepäcktasche eine Hängematte hervorgezogen, die er an einigen vorspringenden Balken, den Ausläufern des Rattengebietes, befestigte und in der er schwebend ruhig einschlafen konnte. Zugvogel, der an solchen Luxus nicht gedacht hatte und dessen Hängematte in einem der Gepäckstücke gut verwahrt war, mußte seine Glieder auf dem Bahwiri-Bette wohl oder übel ausstrecken. Ausstrecken? Welch ein Gedanke! Das Bett bestand aus einigen weit auseinander klaffenden Latten, die am Kopf- und Fußende durch einen Pfosten gestützt waren, und es war von einer raffinierten Kürze, ein Prokrustesbett, auf dem man den Vertiefungen zwischen den einzelnen Latten seinen gekrümmten Leib rücksichtslos preisgeben mußte. Die Pritsche des Soldaten ist ein wahres Himmelreich gegen dieses westafrikanische Knüppeldambbett.

Über die müden Augen senkte sich endlich der Schlaf. Aber mitten in der Nacht wach ein Erwachen! Die Bewohner des obern Stockwerks stiegen herunter, eine der Ratten hüschte soeben eilig über Zugvogels Gesicht; er fuhr empor und sah wie zwei andere Gefährtinnen seines Friedensstörers allerlei Blondinsche Seiltänzerkunststücke auf den Leinen der Reinhold'schen Hängematte ausführen; an dem in der Mitte des Gemachs verglimmenden Feuerherde lagen zwei Hunde ausgestreckt, um sie herum ein Kranz tanzender, einander jagender Ratten. Erstaunt, verzweifelt schaute er drein, bis er plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrechen mußte, als sein in der Luft schwebender, gleichfalls munter gewordener Gefährte ruhig und ernst die Worte sprach: „Sei uns gegrüßt, du stiller afrikanischer Nachtfrieden!“

Mit wahrer Freude wurde da das Morgengrauen und der junge lichte Tag begrüßt. „Lebe wohl, du gastliches Mbinga; ein schöneres Leben wartet unserer in der Jagdhütte des Urwaldes!“ Fröhlichen Sinnes zogen alle den langsam ansteigenden Pfad hinauf, der sie in das Herz der afrikanischen Wildnis geleitete, einen Pfad, den nicht der Menschenfuß breit getreten, sondern Elefantenherden gebahnt hatten. Mit fröhlichen Buchjern marschierten alle

vorwärts, alle bis auf einen einzigen, Jan Cuny. Für ihn war es ein fürchterlicher Schlag, daß die Expedition Bonjoko nicht erreichen konnte.

„Wie weit ist es bis zu jenem Orte?“ fragte er Dr. Reinhold.

„Höchstens ein Tagemarsch“, erwiderte dieser.

Da hellte sich das Antlitz des Hauffaners auf; er warf die Büchse über die Schultern und schritt vorwärts, ein fremdartiges Lied singend.

---

## VI. Die Jagdhütte im Urwalde.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als König Njeka in einer Waldlichtung halten ließ. Unterhalb eines Berghanges trat hier ein steiniger Grund zum Vorschein, über den nur ein einziger riesiger Wollbaum seine breiten Äste ausstreckte und in seinem tiefen Schatten ein lustiges Häuschen barg, die Jagdhütte des Königs, die derselbe gern an die weißen Jäger verkaufen wollte. Der Preis war nicht zu hoch; der Wert der Waren, die dafür bezahlt wurden, betrug nicht mehr als 30 Mark. Die Hütte war allerdings noch schlechter, als die Wohnhäuser von Mbinga, aber sie bot genügenden Raum zum Aufbewahren der Vorräte und zum Wohnen für die beiden Weißen. Die Krutzungen und Jan Cuny sollten sich mit Hilfe der Mbinga-Leute in der Nähe ein neues Häuschen errichten.

Nachdem die Warenballen notdürftig in der Hütte untergebracht waren, schlug man ein improvisiertes Lager unter den Riesen des Urwaldes auf. Bald flackerte lustig ein aus dürren Ästen angefachtes Feuer; aus der nahen Quelle wurde Wasser geholt, und nun brodelte und dampfte es in den Kesseln; für die Neger kochte man Reis, für die Weißen bessere Kost aus den mitgebrachten Konservebüchsen.

Inzwischen ruhten Zugvogel und Dr. Reinhold im Schatten des gewaltigen Baumes. Wie stolz ragte er empor! Wohl fünfzig Meter über dem Erdboden grünte sein Wipfel und turmartig erhob sich der breite Stamm. Der Wollbaum ist unserer Eiche oder Weißbuche nicht unähnlich; dieses Gleichnis trifft

namentlich für seine Jugend zu. Mit zunehmendem Alter erstarken sein Stamm und seine Wurzelstüben, ja, der erstere sendet an seiner Basis breite Holztafeln, förmliche Flügelwände aus, die oft bis zu einer Höhe von 4 m von dem Erdboden an den Stamm hinaufreichen. Sie bilden Nischen und Kammern, in denen der Mensch und die Tiere des Urwaldes manchmal bei stürmischem Wetter rasten; dem Baum selbst aber dienen sie als mächtige Waffen in dem Kampf mit der entfesselten Macht der Elemente. Auf den breiten Wänden stützt sich der turmhohe Wollbaum, wenn die Stürme, die Tornados, mit zerstörender Gewalt über das Land fegen; während die elastische Palme ihr Haupt neigt, bietet er ungebeugt die Stirn den heulenden Winden. Je einsamer der Baum steht, je weicher der Grund ist, auf dem er wurzelt, desto kräftiger erscheinen die Flügelwände. Unser Volksglaube berichtet von Elfen und andern Geistern, welche Bäume bewohnen und schützen, hier scheinen jene Schutzgeister mit besonderm Geschick ihres Amtes zu walten.

In der Trockenzeit, die jetzt herrschte, hatte der Wollbaum einen Teil seiner Blätter verloren, und er zeigte kahle Stellen, aus denen düster das Astgewirr hervorragte, zeigte die südlichen Bucherpflanzen, die ihn mit leuchtenden Blüten schmückten, wie die Mispel mit ihren Beeren unsere heimischen Bäume, zeigte in ungezählter Fülle seine Früchte, denen er den Namen verdankt. Die 12—17 cm langen fünfstrahligen Kapselfrüchte waren zumeist gesprungen, und ließen in dichten Flocken weißgelbe seidenglänzende Wolle hervortreten, welche kleine dunkelfarbige Körner umhüllte. Der Baum sah aus wie mit Schnee behangen, oder wie ein Riese, dessen mächtiges Haupt mit Puder bestreut wurde.

In Westafrika sammelt man manchmal diese Wolle und stopft mit ihr Kissen aus; aber es schläft sich nicht gut darauf, denn der Eingeborene unterläßt es, die Kerne zu entfernen, und man liegt auf diesem Polster wie auf Erbsen. Zum Spinnen ist die Wolle nicht gut verwendbar, denn ihre Fäden sind zu kurz, nur die Webervögel wissen sie bei ihrem Nestbau zu verwerten und wohnen mit Vorliebe in der Nähe der Wollbäume.

Dafür wird das Holz der Wollbäume hochgeschätzt und die



Riesenstämme gern zum Bauen von Kanus verwendet. Mit säulenähnlichen Buschmessern pflegen die Eingeborenen die Bäume zu fällen und zwar oberhalb der Wurzelstüben; eine mühselige Arbeit, die oft Wochen in Anspruch nimmt, bis einer der gewaltigsten Waldriesen, den Stürme und Donnerkeile nicht zu erschüt-



Wurzeln des Wolfbaums.

tern vermochten, der Menschenhand erliegt und der Stolge mit ächzendem Stöhnen zu Boden fällt!

Der erste Tag im Urwalde verging rasch, denn der neue Wohnsitz mußte wohnlich gemacht werden, und als die Sonne wie immer gegen 6 Uhr untergegangen war, sehnten sich alle nach

Ruhe. Diesmal ward sie auch Zugvogel zuteil; weder Ratten noch Moskitos störten seinen tiefen Schlaf.

Früher als seine Genossen erwachte Zugvogel und schlich aus der Hütte hinaus ins Freie. Noch breitete die Nacht ihren Zauber über den dichten Urwald. Unter der gestirnten Decke ragten gespenstisch die Bäume empor, schlangen sich Büsche zu dunkeln Mauern zusammen, auf denen von Zeit zu Zeit wie Feuerfunken Glühwürmer aufstauten. Wie ein tiefes, undurchbringliches Geheimnis schloß sich um die Lichtung der schwarze Pflanzenwall und aus seiner unheimlichen Tiefe drangen wunderbare Töne hervor: die Cikaden zirpten ihre Lieder, und darein mischten sich die lauten Glockentöne der Frösche; in der Ferne heulte klagend eine Eule, und ihren Ruf erwiderte das Gelächter der Käuzchen; dann übertönte allen Lärm die melodisch tönende Strophe eines Nachtjägers, der auf dem Wollbaume sich niederließ.

Auf dem schmalen Pfade, der zu der nahen Quelle führte, schritt Zugvogel langsam vorwärts; allmählich verstummte der Urwald; ein heller Streifen ergoß sich im silbernen Glanze über dem östlichen Himmel, und bald darauf brachen die ersten Sonnenstrahlen hervor, grüßten die Wipfel der Bäume und weckten wie Zauberstäbe ein neues Leben.

Von hohem Horste erschallte zunächst der durchbringende Schrei des Adlers; der Königsvogel grüßte den jungen Tag. Und da die Narren seit jeher im Gefolge der Majestät nicht fehlen dürfen, so fuhren auch die Affen auf aus ihrem tiefen Schlaf, die unverwüßlichen Humoristen des Urwaldes.

Aus dem dichten Laubwerk eines hohen Baumes, mitten durch die Ranken und Quirlenden der Schlingpflanzen, kletterte eine Merkatzenbande langsam und bedächtig dem fahlern Gipfel zu. Allen voran stieg der pater familias, der Leitaffe, in die Höhe. Zugvogel stand wie gebannt hinter dem Gebüsch. Der kluge Alte stieß verschiedene Töne hervor; er rief, er lockte, er warnte. Dann saß er an einem hohen hervorragenden Zweige, ließ ringsumher seine Blicke schweifen und brachte einen weitschallenden Laut hervor, der wie das Springen des Champagnerpfropfens klang, den Laut



Affenbunde.

seiner entschiedenen Zufriedenheit, das Zeichen seines Wohlgefallens. Hurtig kletterte nun der Rest der Gesellschaft empor. Affinnen mit ihren Zungen, kinderlose Weibchen und muntere Bärtschken in den Lümmel- und Flegeljahren. Alle suchten freiere Stellen aus und ließen die Sonne auf ihren vom Tau durchnäßten Pelz strahlen. Einige rückten dabei dicht zusammen, um sich besser zu erwärmen, und waren eifrig mit dem Reinigen des Pelzes beschäftigt. So viel Affen auf einmal hatte Zugvogel bisjezt noch nie

gesehen. Dem Neuling schien es, er habe eine Affenversammlung vor sich, von der er in den Berichten deutscher Forscher an der Loango-küste gelesen. Dort treten einzelne Affenbanden selbst aus weiten Entfernungen zusammen und halten Beratungen ab über irgendwelche Angelegenheiten, die uns leider unbekannt geblieben sind. Sie halten Affenschulen ab, wie die Krähen bei uns sich zu Krähenschulen versammeln. Die Eingeborenen nennen diese ihnen wohlbekannten Zusammenkünfte „Affen-Palaver“ und erzählen, daß manchmal mehrere benachbarte Waldriesen mit dichten Affenscharen besetzt sind.

Es war jedoch kein Affen-Palaver, das sollte Zugvogel bald wahrnehmen. Einem Rufe des Leitaffen folgend, sprang die Bande von Ast zu Ast, von Baumkrone zu Baumkrone nach einer nahen Ölpalme hinüber, um hier die reifen Früchte zu plündern. Es schien ihnen viel Mühe zu bereiten, in die stacheligen Fruchtstände Lücken zu reißen; da wurde vorsichtig mit Fingern gebohrt, hier und dort ein Stachel weggebissen und nur langsam gelang das erste Tagewerk. Doch plötzlich, wach ein Tumult! Wie aus einem Hinterhalt springen aus benachbarten Büschen andere Meerlaken hervor, Mitglieder einer andern Familie, die gleichfalls bei dieser Ölpalme ihr Frühstück halten wollen. Doch wer zuerst gekommen, der soll den Platz behaupten, meinen die früher Erschienenen. Sie weichen nicht, eine regelrechte Balgerei beginnt unter Zähnefletschen und Reizen; der Baum wimmelt von den kleinen Teufeln, überall sieht man ihre Köpfe, Hände, Schwänze; hier schaukelt sich ein hinterlistiger Bursche an dem glücklich erhaschten Schwanz seines Gegners; in teuflischer Lust läßt er die Hände los und hält sich fest zubeißend mit den Zähnen an demselben fest; ein Schrei und die Kämpfer stürzen zusammen in die Tiefe bis auf den Erdboden; o nein! da stehen sie schon fest auf zwei tieferliegenden Ästen, reifen einander an und ballen die Fäuste zusammen. Usmählich tritt Ordnung in dem wilden Getümmel ein, Rinder und Weiber ziehen sich immer weiter zurück; die Kavaliers und Ritter bilden die vordern Reihen.

Doch was ist das? Da kracht ein Schuß aus der Nähe, ein feister Affe stürzt vom Zweig herunter. Mit wilder Hast, in

einer Minute, nein! in einer Sekunde sind beide feindliche Parteien mit Kind und Kegel im benachbarten Gebüsch verschwunden.

„Affenbraten!“ Klang durch den Wald die laute, lustige Stimme Dr. Reinholds, der in die Richtung mit gesenkter Büchse trat. „Aber treffen ist leichter, als die Beute aufheben“, rief er Zugvogel zu und verschwand in dem dichten Gebüsch unter dem Fuße der Ölpalme.

„Ein guter Schuß!“ sagte er nach einer Minute mit einem erledigten Affen wiederkehrend. „Es freut mich, daß ich Sie heute zum besten Braten einladen kann, den die kamerunische Wildnis bieten kann, schmeckt wie Hasenbraten. Was machen Sie für ein Gesicht? Wer im Urwalde lebt, der darf nicht so wählerisch sein!“

„Aber Affenbraten!“ rief Zugvogel.

„Das Feinste, was hier zu haben ist“, sagte Reinhold scherzend. „Sie werden mit der Zeit daran Geschmack finden. Als ich hierher gekommen war, da glaubte auch ich, daß der Affe in der Schüssel wie ein gebratenes Kind aussehe; alle Negermärchen der frühesten Kinderzeit wurden in mir lebendig; ich floh vor der ersten Affenmahlzeit, denn ich könnte keinen Bissen in den Mund nehmen; Affen essen — gekocht oder gebraten — kam mir wie ein Stück Menschenfresserei vor. Aber mit der Zeit wird man klug, namentlich wenn die Not als Lehrmeisterin des Menschen auftritt. Als ich auf der andern Seite des Kamerunflusses im Urwalde wochenlang lebte, als die lieben Büchsen mit Konjerven ausgegangen waren und nur Palmölsuppe ohne Hühnerfleisch und getrocknete Fische ewig dieselbe Mahlzeit bildeten, als mir keine Antilope vor den Flintenlauf kommen wollte und nur erbärmlich jähes Fleisch recht schön gefiederter Vögel in den Kochtopf wandern konnte, da lernte ich anders denken. Mein Negerburische erledigte einen Affen, briet ihn fein am offenen Feuer, und siehe da, es roch so lieblich, ich kostete und bin ein Liebhaber von Affenfleisch geworden. Jetzt sieht der gebratene Burische gar nicht wie ein Kind aus, er sieht richtig aus wie ein gebratenes Kaninchen oder gespickter Hase. Aber — ich habe Ihnen ein Vergnügen verdorben, der Affenbalgerei ein jähes Ende bereitet. Ich muß Sie entschädigen und da will ich Ihnen etwas zeigen, was

meiner Ansicht nach noch interessanter ist als alle Meerfakeng-  
banden.

„Sie kennen gewiß“, fuhr er fort, indem er mit Zugvogel wieder in den Wald trat, „die Webervögel, welche von Liebhabern in Deutschland gehalten und gezüchtet werden. Sie erhielten mit Recht ihren Namen, denn sie weben mit großer Kunstfertigkeit ihre Nester aus Pflanzenfasern und biegsamen Strohhalmen. Auch sind es scheinbar civilisierte Vögel, wenn man sonderbaren Berichten Glauben schenken will. Man findet im Innern des Nestes hier und dort ein Lehmklümpchen, und dies gab einigen eingeborenen Stämmen Veranlassung zur Erfindung des schönen Märchens, der Webervogel fange Leuchtkäfer, befestigte sie an der Lehmstange und lasse sich durch diese lebendige Lampe während der Nacht seine Wohnung beleuchten. Alle Weberarten sind überaus gesellige und fruchtbare Vögel, die mehrmals im Jahre brüten. Man könnte sie auch die Sperlinge Afrikas nennen, da sie zu der Ordnung der Sperlingsvögel gehören und wie diese in dichten Schwärmen namentlich in Ostafrika Getreidefelder heimsuchen und großen Schaden anrichten. Als gesellige Tiere lassen sie sich nur ungern vereinzelt auf den Bäumen nieder; sie bilden förmliche Niederlassungen, Kolonien. — Ich brauche sie nicht zu beschreiben, schauen Sie dort rechts nach jener Palme; das ist jenes kleine Wunder, welches ich ihnen zeigen wollte.“

An einem Wasserbecken erblickte Zugvogel eine Ölpalme, deren Krone sonderbar zerzaust erschien und deren ihrer Fieder entkleidete Wedel mit zahllosen nach Hunderten zählenden runden Knötchen bedeckt waren. Es waren dies Nester der Webervögel, die um den Baum in buntem Schwarm herumschwirrten — ein Anblick, der völlig dem eines Riesenbienenstockes glich. Die einen von ihnen waren mit dem Ägen der Brut beschäftigt, die andern bauten neue Nester. Die benachbarten Ölpalmen waren ihrer Zerstörungswut preisgegeben, denn von dort holten sie sich ihr Baumaterial. Sie saßten zunächst mit dem Schnabel ein Fiederblättchen an der Stelle, wo es am Wedelschaft ansitzt, dann ließen sie sich fallen und rissen durch das Gewicht ihres Körpers ein schmales Bändchen der ganzen Länge des Blattes nach. Mit der



Palme mit Nestern von Webervögeln.

langflatternden Beute in dem Schnabel verließen sie den Baum, an ihrer Stelle erschienen aber hundert neue Weber und wiederholten das gleiche Schauspiel. Auf diese Weise werden die Palmen in kurzer Zeit ihres so stolzen

grünen Hauptschmuckes entkleidet und in ein Weizenreis verwandelt.

Die Webervögel sind in Deutschland so ständige Bewohner der Vogelstube geworden, haben so viele Liebhaber gefunden, daß wir an dieser Stelle die Erzählung unterbrechen und einige allgemeine Schilderungen der interessanten Vogelarten geben möchten.

\* \* \*

„Wie einem Gemälde der hochdünenenden See die Sturmschwalben, der ländlichen Skizze unserer heimischen Dörfer Storch, Schwalbe und Sperling, den Vildern

gewaltiger Klippen des hohen Nordens Steiße und Lummern nicht fehlen dürfen, so sind die Webervögel mit der Vorstellung westafrikanischer Landschaft eng verbunden. Sie sind es, welche dem ankommenden Reisenden zuerst in die Augen fallen und ihn begleiten von Ort zu Ort. Betritt er die schmalen Gassen zwischen eng zusammenggebauten Lehmhütten oder die breiten, von üppigen Pisangbäumen umgebenen Plätze vor freundlichen Bambushäusern, so hört

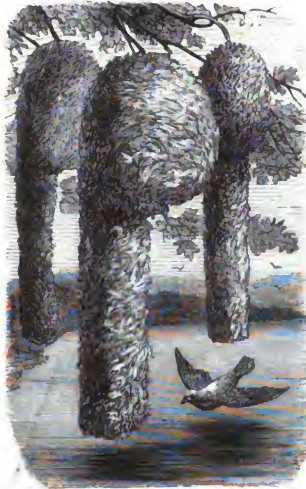


Nester von Webervögeln.

er das Geschwirr und Gezänk der ewig lustigen, arbeitenden, scheltenden und jingenden Weber. Verfolgt er schmale Pfade durch weite, mit mannhohem Gras bedeckte Flächen oder mit niedrigem Gebüsch bewachsene Ebenen, so schimmern überall die roten Farben der Feuerweber und die gelben der Edelweber hervor. Fährt er im kleinen Boot durch die Kanäle, welche das Delta eines größeren Flusses durchschneiden, so erschallen aus Mangroven und Pandanus die heisern Stimmen der feuerköpfigen Herden- oder Prachtweber, und von den mächtigen Blättern der Weinpalmen hängen deren



künstliche Nester herab. Auch im Urwald schaukeln sich diese prächtigen Weber in den Schlingpflanzen, und sie steigen hoch hinauf in die Gebirge. Ja, die Weber sind so recht eigentlich die Charaktervögel von Guinea. Eine weite Ebene bei Akkra an der Goldküste bot uns zunächst die Gelegenheit dazu, die Webervögel kennen zu lernen. Mannshoch schießt hier das Gras empor, wenn die tro-



Nester von Webervögeln.

pischen Regen niederströmen und in den Monaten April bis August das Land überschwemmen. Viele Vögel aus zahlreichen einander fernstehenden Familien finden dann hier ihnen zusagende Brutstätten, bis im Oktober die glühende Sonne sich der Schöpfungen des Wassers bemächtigt und die üppige Fläche in eine öde Brandstätte verwandelt. Der vernichtenden Wirkung der Sonnenstrahlen kommen jetzt noch die Menschen zu Hilfe, indem sie die trockenen Nester niederbrennen, aus deren Asche dann mit beginnender Regen-

zeit von neuem die üppige Pflanzenentwicklung in ihren Kreislauf tritt. Hier also leben und lieben die schönen Feuerweber.“

So schildert ein vogelfundiger Afrikareisender die Erscheinung dieser Vögel in der tropischen Landschaft.

Die Zahl der bekannten Arten beträgt über hundert. In der Vogelstube gewährt namentlich der Nestbau der lebhaften Geschöpfe viel Freude.

Der Napoleonweber baut zwischen Birken- oder andern Bäumen eine fast kugelförmige Wohnung, zu welcher an der einen Seite ein offener Eingang angebracht wird. Der Masken-Webervogel webt



Nester von Webervögeln.

einen kugelförmigen Hohlraum, von dem noch unten eine Röhre herabhängt, durch die der Vogel in das Nest klettert.

Als ein besonderer Baukünstler unter allen seinen Verwandten muß aber der Kolonie-Webervogel hervorgehoben werden. Er wohnt mit andern Familien seiner Art unter einem Dach zusammen. Zwischen Zweigen und Ästen des Baumes errichten die Vögel aus Gras und Stroh zunächst ein festes Dach; dann bauen die Pärchen dicht unter demselben jedes für sich ein besonderes Nest, welches mit seinen Wänden dicht an diejenigen der Nachbarn stößt. Jedes Nest wird nur einmal benutzt und bei Beginn der neuen Brütezeit erbaut jedes Paar ein neues Nest unterhalb

des alten. So entsteht eine förmliche Nesterkolonie, die von Jahr zu Jahr schwerer wird, bis die Baumzweige brechen und die Ansiedelung herabfällt. Der interessante Vogel ist bis jetzt nach Europa lebend nicht eingeführt worden.

In unsern Vogelstuben dürfte dagegen der in Ostindien lebende Baha-Webervogel als der geschickteste Baukünstler den hervorragendsten Platz einnehmen. Der Vogel begnügt sich nicht mit einem Neste. Das Männchen baut für sich ein Vergnügungs-  
nest, das nur aus einer Kuppel besteht, welche querdurch in der



Graupapagei.

Mitte einen wagerechten Strang hat. Auf diesem pflegt der Vogel während der Nacht oder während eines starken Regens zu ruhen. Für das Weibchen errichtet er ein besonderes Brutnest, welches in der Form dem des Maskenwebers ähnlich sieht.

Auf die Baha-Weber bezieht sich auch das Märchen von den Leuchtkäfern, welche die Nachtstube der gefiederten Künstler erhellen sollen.

\* \* \*

Die ersten Tage in der Jagdhütte waren überhaupt der Ornithologie geweiht, denn Dr. Reinhold ließ sofort eine Voliere Falkenhorst, In Kamerun.

aus mitgebrachtem Drahtgitter bauen, um hier nicht nur das Leben der Vögel aus der nächsten Nähe beobachten zu können, sondern auch in der Absicht, gefangene seltene Exemplare zu pflegen und lebend nach Europa zu bringen.

Noch am Abend wurde die neue Volière durch einen glücklichen Fang belebt. Der gewandte Jan Cuny fand in Astlöchern einige Papageinester und unter den Jungen auch einen herrlichen Königspapagei. So nennt man eine ziemlich seltene Spielart der gewöhnlichen Graupapageien, deren ganzes Gefieder grau und nur der Schwanz rot gefärbt ist. Der Königspapagei unterscheidet sich von seinen plebejischen Geschwistern durch prachtvolle rote Federn auf Flügeln, Brust und Rücken. Die Freude über diesen Fang war nicht gering, da Königspapageien in Afrika selten zu finden sind und noch seltener nach Europa gebracht werden.

Es war gewiß ein komischer Zufall, daß in dieser afrikanischen Volière gerade diejenigen Papageien als erste Gäste einzogen, die zu den beliebtesten Stubenvögeln in Europa zählen.

Es giebt wohl keinen einzigen unter unsern Lesern, welcher den Jäko, denn so nennt man gewöhnlich den Graupapagei, nicht gesehen hätte. Auch er gehört zu den Charaktervögeln der afrikanischen Landschaft. In vielen Dörfern der Eingeborenen begegnet man großen Scharen dieser Vögel, die auf Dächern, Zäunen und in Gehöften sitzen. Es sind gefangene Vögel, mit zugestutzten Flügeln, die in ihrer Jugend aus den Nestern genommen wurden und von den Negern solange gepflegt werden, bis sich Gelegenheit bietet, die Vögel an europäische Händler zu verkaufen.

Man nennt die Papageien die Affen unter den Vögeln, und in der That erinnern sie in ihrer drolligen Geschäftigkeit an das Treiben der Bierhändler. Fortwährend erfüllen sie den Wald mit ihren lärmenden Stimmen, schreien, kreischen, plappern und pfeifen unaufhörlich, wobei sie die Laute anderer Vögel nachahmen. Ihr Flug ist ziemlich schnell aber ungeschickt; ihr Fleisch zähe und höchstens zu Suppen zu verwenden.

Die Graupapageien sind äußerst gesellige Tiere, man trifft sie selten vereinzelt an, und namentlich gegen den Abend versammeln sie sich zu großen Zügen, um gemeinschaftliche Schlafplätze

aufzusuchen. Dann sind viele Bäume des Urwaldes in weiter Kunde mit Hunderten oder gar Tausenden dieser Vögel besetzt.

Sie sind vortreffliche Wetterpropheten, und wenn sich das Kreischen und Schreien der Papageien bis zur Unerträglichkeit steigert, dann ist sicher ein baldiger Regen zu erwarten. Manche der Vögel verlieren diese Eigenschaft auch in der Gefangenschaft nicht und erweisen sich auch dann noch als zuverlässige Regenverkünder.

Unser Zako ist aber vor allem darum so interessant und so beliebt, weil er der trefflichste Sprachkünstler ist. Über seine drolligen Redekünste erzählt man sich allerlei Geschichten und Anekdoten. Wir wollen hier nur eine der berühmtesten herausgreifen und unsern Lesern mittheilen.

Wohl der größte Sprachkünstler unter den Papageien, über den wir schriftliche Aufzeichnungen besitzen, wurde im Jahre 1827 im Auftrage des Domkapitulars Josef Marchner zu Salzburg von einem Schiffskapitän in Triest für 25 Gulden gekauft. Im Jahre 1830 kam dieser Zako, der Paperl hieß, in den Besitz des Domceremoniaris Hanikl, welcher dem Vogel täglich vormittags von 9—10 oder abends von 10—11 Uhr regelrechten Unterricht gab. Nach Hanikls Tode wurde der Vogel wiederholt zu 150 und 175 Gulden verkauft. Sein letzter Besitzer Kleinmahrn veröffentlichte einen ausführlichen Bericht über die Kunstfertigkeiten Paperls, dem wir nur Folgendes entnehmen.

Der Zako achtete auf alles, was um ihn her vorging, wußte alles zu beurteilen, gab auf Fragen die richtige Antwort, that auf Befehl, was ihm geheißten wurde, begrüßte Kommende, empfahl sich Gehenden, sagte nur früh „Guten Morgen!“ und nur abends „Gute Nacht!“ verlangte Futter, wenn er Hunger hatte. Jedes Mitglied der Familie rief er bei seinem Namen. Wollte er Kleinmahrn bei sich sehen, so rief er: „Papa, komm her!“

Aus dem langen Verzeichniß dessen, was er sprach, geben wir nur die charakteristischen Sätze wieder. Wenn jemand an die Thür klopfte, so rief er sehr laut und deutlich: „Herein, Herein! Befehl mich Herr Bräu, gehorsamer Diener! Freut mich, daß ich die Ehre hab, freut mich, daß ich die Ehre hab!“

Er klopfte auch selbst an sein Haus und rief obiges. Er fragte: „Wie spricht's Hundel?“ dann bellte er. Darauf sprach er: „Pfeif'n Hundel!“ dann pfeiff er dem Hunde. Wenn man ihm befehlt: „Schieß!“ so machte er ein ordentliches Kommando: „Halt! richt euch! Halt! richt! Macht euch fertig! Schlagt an, hoch! Feuer! Puh! Bravo! Bravissimo!“ Bisweilen ließ er das „Feuer“ aus und rief nach dem „Schlagt an, hoch!“ gleich „Puh!“ Darauf unterließ er aber „Bravo, Bravissimo!“ zu rufen, gleichsam im Bewußtsein seines Fehlers. Papert lernte auch einige Melodien pfeifen, wie z. B. eine Arie aus der Oper „Martha“, und einige Liedchen singen, wie z. B.: „O Pitigi, o Pitigi, blas anstatt meiner Fagot, blas anstatt meiner Fagot, blas, blas, blas anstatt meiner Fagot, blas anstatt meiner Fagot!“

Nach dem im Jahre 1853 erfolgten Tode Kleinmayrns begann Zako aus Sehnsucht nach seinem Herrn zu kränkeln. 1854 wurde er ganz matt und mußte in ein kleines Bettchen gelegt werden; auch hier schwagte er noch fleißig, sagte oft mit trauriger Stimme: „Der Papert ist krank, armer Papert ist krank“, und starb.

Papert war artiger, als ein anderer Zako, welcher Papchen hieß und der, wie uns Brehm erzählt, wenn er bei guter Laune war, seiner Herrin küssend den Schnabel auf die Hand legte und wirklich sagte: „Küß' der Frau die Hand!“ der aber auch recht ärgerlich werden konnte. So sprach er z. B.: „Papchen will was zu fressen haben!“ Erhielt er aber das Verlangte nicht sogleich, so rief er: „Papchen will und muß aber was zu fressen haben!“ und wenn man ihn nicht sofort bediente, so wurde er zornig und warf alles durcheinander.

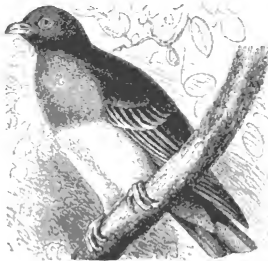
\* \* \*

Mit der Zeit lernte Zugvogel auch andere, früher ihm gänzlich unbekannt gewesene Vögel kennen.

Da zogen am frühen Morgen und spät am Abend Taubenscharen dicht an der Jagdhütte vorbei, Tauben, die in ihrem Gebahren so sehr an die Papageien erinnern, daß ihnen der Name Papageitanben, beigelegt wurde. Ihr Gefieder ist prachtvoll

gefärbt, ein leuchtendes Olivengrün bedeckt ihren Rücken, während Brust und Bauch hellgelbe Federn schmücken; schwärzliche, hellgelb gesäumte Flügeldecken, roter Schnabel und dunkelorange gelbe Füße vervollständigen die effektvolle Färbung.

Rauschenden Fluges strich durch den Urwald von Baum zu Baum der Riese unter den Nashornvögeln *Buceros atratus*. Auf tausend Schritt vernahm man das Rauschen seines Gefieders, und unaufhörlich tönte dann sein Quielen und Kreischen durch den Wald, wahreammerlaute, die an das Schleifen ungeoeltemter Wagenräder erinnerten.



Papageitaube.

Dazwischen tönte der laute Ruf „kok! kok! kok!“ von einem Ton begleitet, der dem Schrei unserer Pfauen ähnelt; der Turako oder Riesenhelmvogel ist es, der ihn hervorbringt; er erreicht die Größe unsers Huhns, trägt auf seinem klugen Kopfe eine mächtige Federkrone, ist auf dem Rücken dunkel stahlblau und leuchtend lasurblau, an Brust und Leib rostrot und matt grüngelb gefärbt und wechselt die Töne seiner Farben je nach der Beleuchtung, so daß er glänzt und schillert wie ein Edelstein. Dabei besitzen die Federn dieser Vögel die gewiß seltene Eigenschaft, daß sie abfärben, sobald sie durchnäßt werden, und dann für eine Zeit lang ihren Glanz verlieren.

Man muß alle diese Vögel gesehen haben, wie sie sich im grünen Gewirr der Zweige und Ranken wiegen und schaukeln,

man muß es beobachtet haben, wie die Strahlen der Sonne mit ihren Schmuckfedern spielen, um die Wichtigkeit des Ausdrucks der Reisenden zu begreifen, welche von „lebenden Blumen“ des Urwaldes sprachen.

Die Jagd auf dieselben ist nicht immer leicht. Viele von diesen Vögeln sind von Natur ungemein scheu, sodaß es großer Geschicklichkeit und Ausdauer bedarf, um sie zu beschleichen. Andere pflegen so hoch in den Kronen der Waldriesen zu sitzen, daß sie für das Schrot oder die Kugel des Jägers geradezu unerreikbaar sind. Andere wiederum, wie die Papageitauben, meiden auf ihren Zügen vorsichtig die Plätze, an welchen das tödliche Blei in ihren Scharen zum ersten Mal Lücken gerissen; oder sie klettern, wenn sie flügelahm geschossen worden, wie die Helmwögel, mit erstaunlicher Gewandtheit am Stamme hinauf und verschwinden in einem Nu im Dickicht der Lianen.

Überall ist das Weidwerk eine schwierige Kunst, und Schlantheit und List müssen den Jäger überallhin begleiten, vom Nordpol bis zum Äquator!

Glühend heiß stieg am achten Tage des Aufenthalts in der Jagdhütte die Sonne auf, und in des Tages Hitze saßen die weißen Männer an einer sonderbaren Arbeit. Aus Blechbüchsen und Scherben fornten sie primitive Lampen, die sie mit Palmöl füllten. Sie trugen bunte Früchte und Blumen zusammen und brachten ein kleines cypressenartiges Bäumchen in die Hütte. Eine seltene Freude strahlte von ihrem Antlitze.

Sie wollten heute froh sein wie Kinder, denn eine fröhliche, selige Zeit zog in ihrer Erinnerung auf. Vor ihrem Geiste stand die starre schneebedeckte Landschaft; in weißem Reifschmuck erglänzten darin die kahlen Bäume, und sie fühlten sich wie einst von einem Menschenstrom auf hell erleuchteten Straßen dahingerissen, überglücklich, voll spannender Erwartung — denn heute war der heilige Weihnachtsabend, das reinste, das fröhlichste Fest der Deutschen.

Fern von der Heimat und den Lieben sollten sie es feiern. Aber der Geist kennt keine Grenzen und Entfernungen, und unjern Freunden war so zu Mute, als ob auch hier die Flüsse still ständen,



der Schnee unter ihren Füßen knirschte und der Duft des Tannenbaums durch die Jagdhütte wehte.

Am späten Nachmittag nahm Dr. Reinhold Zugvogel unter den Arm und lud ihn zu einem Spaziergang ein.

„Ich wollte Ihnen mitteilen“, sagte er nach einer Weile, „daß wir nicht die einzigen aus Deutschland sind, die hier im Urwalde Weihnachten zubringen. Längst habe ich von der Gegenwart der Kollegen aus der Heimat gewußt; ich wollte Ihnen aber eine besondere Freude am heutigen Tage bereiten, Ihnen ein Geschenk geben, welches das Herz des Naturforschers erfreut, und will jetzt Ihnen unsere Landsleute vorstellen!“

Mit erstaunten Blicken sah Zugvogel Dr. Reinhold an, dieser aber lächelte still für sich und fuhr fort:

„Nun wir brauchen nicht weit zu gehen! Hören Sie nur! Ist Ihnen der quakende Gesang nicht bekannt, der aus jenem niedrigen Buschwerk zu uns herübertönt?“

Und Zugvogel horchte: es war der einfache und doch so herzwinnende Gesang der Rohrdrossel, der jetzt an sein Ohr tönte.

„Wär's möglich?“ fragte er leise.

„Gewiß!“ erwiderte Dr. Reinhold. „Der Vogel hat im Sommer sein Nest in Europa, vielleicht in Deutschland gebaut, und verbringt jetzt hier nach langer, langer Reise den Winter. Er ist nicht allein herübergekommen. Dort fliegen Rauchschwalben, die im Sommer vielleicht am Fenstersims unsers elterlichen Hauses aus dem Ei gekrochen sind, und wenn wir weiter forschen, so werden wir vielleicht auf einer Baumspitze unsern grauen Fliegenfänger erblicken, wie er munter nach vorüberschwirrenden Insekten schnappt. Ja, ich möchte auch wetten, daß jetzt irgendwo über den Fluten des Stromes unser Fischadler seine gewaltigen Fittige entfaltet und Beute spähend weite Kreise in der Luft zieht. Was stehen Sie so verwundert da? Man führt doch im Leben nicht umsonst den Namen Zugvogel!“

„Ich will Ihnen heute aus dem Flug dieser Vögel Gutes und Erfreuliches wahr sagen. Auch für Sie wird die Zeit kommen, wo Sie mit frohem Herzen heimwärts ziehen werden, jubelnd und frohlockend, wie die gefiederten Scharen, die den Lenz ihres Lebens

in unsern lauschigen Hainen zubringen, denn dort, wo sie unter Eichen und Buchen um ihr Liebchen werben und ihre Nester bauen, ist ihre richtige Heimat!“

Das waren Zauberworte und zauberhaft war auch ihre Wirkung; denn heimisch erschien in dieser Stunde der Urwald dem träumenden Zugvogel. Es war ihm, als ob er daheim über Berge und Thäler, an rauschenden Bächen wieder wandelte, nicht zu jener stummen Winterszeit, wo nur der Kreuzschnabel in schneebedeckten Tannenzwipfeln sein Nest baut, sondern in der lauten herrlichen Rosenzeit, wo die Nachtigallen ihre schmetternden melodischen Lieder singen, wo um die Sommerwende Freudenfeuer von hohen Bergkuppen weit in das Land hineinleuchten und die Menschen aufjauchzen vor Freude und Wonne!

So fühlte er sich gehoben durch die seltenen Eindrücke, die sich in die lebhaftesten Erinnerungen mischten. Er feierte grüne, blühende Weihnachten und merkte kaum wie sie schnell hereinbrach, die stille, heilige Nacht.

In der Jagdhütte brannten inzwischen die improvisierten Weihnachtskerzen. Sie leuchteten nicht besonders hell und funkelten hin- und herflackernd; aber freudig drang aus zwei hellen Kehlen der ernste und doch so herzige Gesang:

„O du selige, o du fröhliche Weihnachtszeit!“ Und hell klangen jetzt auch die Gläser mit goldenem Rheinwein gefüllt, als die beiden Freunde mit leuchtenden Augen Wohl auf Wohl tranken. Niemand von den Lieben wurde vergessen, klar und deutlich stand jedem die teure Heimat vor Augen, und in ihrem unvergänglichen Zauber schwebte sie noch vor der träumenden Seele, als der tiefe Schlaf sich auf die müden, feuchten Augen gesenkt hatte.

## VII. Riesen und Zwerge.

Fern von der Jagdhütte in den mit breiten Stromläufen durchzogenen Thalgründen lagen die wichtigsten Jagdreviere der Forschungs Expedition der „Anna-Marie“. Hier wechselten an sumpfigen Ufern die Kolosse des Urwaldes; überall sah man ihre Spuren. Breite Furchen zogen sich im Uferschlamm, als ob darüber Riesenstämme geschleppt worden wären, zu beiden Seiten derselben gähnten tiefe Böcher; die Furchen hatten die schweren Bänche der Flußpferde in das weiche Erdreich gedrückt, die Böcher waren Spuren der gewaltigen Füße dieser Ungetüme.

Es war an einem klaren Abend, als Zugvogel auf leichtem Rahn in Van Cunys Gesellschaft zum ersten Mal dieses Revier durchzog und plötzlich rief:

„Wir kommen auf Untiefen, dort ragen Felsblöcke oder Baumstämme aus dem Wasser!“

„Abgesandte der Hölle sind es!“ erwiderte Van Cuny, „nichts-würdige Kinder des Teufels!“ denn es waren Köpfe der Flußpferde, die Zugvogel erblickt hatte. Köpfe jener Ungeheuer, die dem afrikanischen Muselman als leibhaftige Teufel verhaßt sind.

Erst als man näher heranruderte, erkannte Zugvogel in den bewegungslosen Massen einzelne Vorsprünge und Erhebungen, die als kurze spitze Ohren, Augen und Nasenlöcher sich erwiesen. Die Gesellschaft schien zu schlafen und bot eine merkwürdige Porträtgalerie, bei deren Anblick Zugvogel sich der Schilderung eines Afrikaforschers erinnerte.

„Das abgeschnittene und auf die Erde gestellte Haupt eines

Hippopotamus habe ich immer mit einer Anwandlung von Ehrfurcht betrachtet; seine massiven und so charakteristischen Formen zeigen in der Ruhe des Todes einen ganz eigentümlichen ehrwürdigen Ausdruck. Es liegt etwas Monumentales darin. Man erkennt auch bald, daß sie ein individuelles Gepräge tragen. Lebte man längere Zeit an und auf Gewässern, die von Hippopotamen bevölkert sind, so lernt man nicht nur die getrennten Familien, sondern auch einzelne Tiere unterscheiden.“\*

Die schlafenden Häupter boten auch hier etwas Monumentales zur Schau, und das Individuelle sollte sich bald gleichfalls zeigen, als allmählich die Tiere erwachten, mit Bewunderung und Neugier das Fahrzeug anglozten, den weiten Rachen aufsperrten und mit lautem Schall das gewaltige Gebiß wieder zusammen-



Köpfe von Flußpferden.

schlugen, als sie auf- und niedertauchten, um die nahen Jäger sich gar nicht bekümmern.

Einige Augenblicke lang betrachtete Zugvogel die ihm so neue Erscheinung, dann griff er nach der Büchse und schoß nach einer der unbeweglichen Scheiben. In einem Nu verschwanden die ehrwürdigen Häupter, um einige hundert Schritt weiter aufzutauchen.

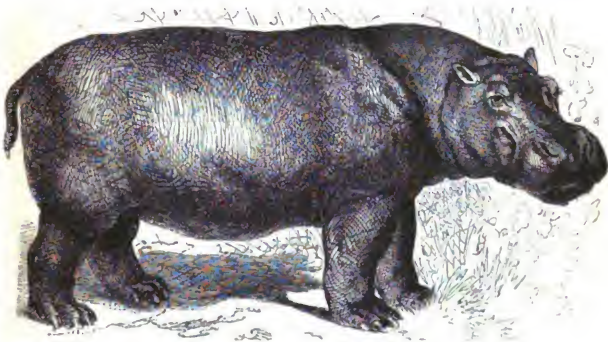
Zan Cuny aber wehrte verächtlich mit der Hand ab, und sagte:

„Es ist schade um Pulver und Blei; man muß andere Gewehre mit sich führen, um den Gottlosen beizukommen; diese Kugeln schütteln sie ab wie Fliegen und Bremsen.“

Das war das erste Zusammentreffen Zugvogels mit jenen

\* Vgl. Loango-Expedition, III. Abteilung.

gewaltigen Plumptieren, welche alle von der Kultur noch nicht erreichte Flußläufe Afrikas bewohnen. Auf unverhältnißmäßig kurzen dicken Beinen ruht ihr walzenförmiger Körper, der die beträchtliche Länge von 4 m erreicht, während die Höhe der Tiere an der Schulter kaum 1,5 m beträgt. Die in schuppenartige Felder geteilte Haut zeigt nur an wenigen Stellen höchst spärlich kurze borstenartige Haare, ist dafür etwa 2 cm dick, sodaß sie einen förmlichen Panzer bildet, welcher das Tier vor äußern Angriffen schützt und ihm eine seltene Widerstandskraft verleiht. Dem Um-



Flußpferd.

fang des Leibes entspricht der Knochenbau, und schon in der Bibel wird von dem „Behemot“ (Flußpferd) gesagt, daß seine Knochen fest seien wie Erz und die Gebeine wie eiserne Stäbe.

An 2500 kg wiegt das ausgewachsene Tier, und 200 kg von dieser Last entfallen auf den Kopf allein, während ein Eckzahn des Bullen vollkommen ausgetrocknet noch ein Gewicht von 1 kg aufweist.

Auf die Erlangung einer solchen achtpfündigen Jagdtrophäe war jetzt das ganze Sinnen und Trachten Zugvogels gerichtet, und überall, wo sich ihm die „ehrwürdigen Häupter“ zeigten,

schickte er ihnen einen Gruß von Blei zu; aber die Ehrwürdigen tauchten in die Flut und wurden in dem ganzen Jagdrevier infolge dieser respektwidrigen Belästigung immer scheuer. Da beschlich sie Zugvogel auf ihren Wechsellern am Stromufer, aber auch hier lachte ihm kein Glück. Er sollte sich trösten, bis die aus Europa verschriebenen schweren Büchsen von Kaliber 16 anlangten, und bis dahin sich begnügen mit dem Beobachten der interessanten Lebensweise der Behemots, die ihm keine Ruhe ließen und denen auch er keine Erholung gönnte.

So meinte Dr. Reinhold, und Zugvogel fand mit der Zeit auch Freude an der reinen Beobachtung der Tiere.

Sie waren nicht so bössartig wie ihre ostafrikanischen Geschwister, von denen man erzählt, daß sie zu Lande den Jäger angreifen und im Wasser Kanus mit ihrem Gebiß zermalmen. Hier in den stillen Flußläufen waren sie eher furchtjam zu nennen und beschäftigten sich nur mit Äsen von allerlei Pflanzen und lustigem Spiel in der erfrischenden Flut.

Wenn Zugvogel nicht da wäre, so müßte Kamerun für die Flußpferde ein wahres Paradies bilden, in welchen nur die Blutzegel sie plagten, da sonst kein anderes Geschöpf sich an sie heranwagte und alles sogar schwieg und staunend zuhörte, wenn sie ihr Konzert erschallen ließen.

Unbeschreibliche Laute sind es auch, die sie im vollsten Behagen von sich geben. In dem Orchester des Urwaldes sind sie ohne Zweifel die ersten Bassisten, und wer von des Basses Grundgewalt spricht, der sollte sie einmal gehört haben, um den vollen Sinn des Wortes würdigen zu können.

Wenn ein friedlich spielendes Flußpferd einen gemüthlichen Ton erschallen läßt, dann vernehmen wir einen Laut, zu dessen Beschreibung wir gleich ein ganzes Repertoire von Natur- und Kunstlauten gebrauchen.

Wir nehmen zuerst das Brüllen eines zur höchsten Wut gereizten Stieres, wie es durch stille Nacht in vollster Kraft erschallt, dazu die tiefste Bassnote eines Orgelrohrs und einen Fossaunenstoß; fügen wir noch zu diesem Ensemble etwas vom verzehnfachten Grunzen des Schweines und etwas von dem schnau-

beuden Ton einer Dampfmaschine — aus diesen Elementen könnten wir dann das freudige Gebrüll eines Flußpferdes konstruieren, welches alles andere übertönend durch den Urwald dahinbraust.

Als leise, sanfte Begleitung gesellt sich noch dazu das Niesen, Pusten und Wasser schnauben! Und dabei entbehren diese Töne oft keineswegs eines gewissen Wohlklangs.

Geraume Zeit bedeuteten die Stimmübungen der Urwaldbassisten Zugvogel dasselbe, was das Brüllen des Hirsches dem deutschen Weidmann. Und in der That sollte er auch einmal einen Hirschkampf ins Hippopotamische übersetzt schauen.

Auf einer seichten Stelle des Flusses erschienen zwei Flußpferd-Stiere zum Zweikampfe. Sie ragten halb aus dem Wasser empor und rückten aufeinander los. Nicht zwei Tieren glichen sie, man glaubte zwei Lokomotiven führen dampf schnaubend und sprühend gegeneinander. Mit weit aufgesperrtem Rachen fiel der eine Koloss auf den andern, und nun begann ein Beißen, Stoßen und Schieben, daß das Wasser hoch empor spritzte und von den Einzelheiten des Kampfes nichts zu sehen war. Nach einer Weile schienen die Kämpfer müde geworden zu sein, ließen voneinander ab und ruhten in angemessener Entfernung, um mit erneuten Kräften den Zweikampf aufzunehmen.

Stundenlang wogte ohne sichtbaren Vorteil der einen oder der andern Partei der Kampf, bis Zugvogel, des Zuschaueramtes müde, mit dem unausbleiblichen Schuß die ebenbürtigen Rivalen von dem Ringplatze verscheuchte.

Zan Enny fand endlich mit den Jägerqualen seines jungen Freundes Erbarmen. Er versprach ihm, einen Stier zu stellen und den achtpfündigen Zahn in Zugvogels Besitz zu bringen. Er wollte wieder einmal nach der Art der Wilden jagen und ohne Schußwaffe mit Lanze und Harpune den Beherrscher der Sümpfe erlegen.

Und er hielt sein Wort. Schon am nächsten Tage forderte er die gesamte Mannschaft der Jagdhütte zu dem interessanten Unternehmen auf.

In einer tiefen Einbuchtung eines der Flußläufe hatte er ein paar Flußpferde erkundschaftet und den mächtigen Stier zu seinem

Opfer auserlesen. Bald wurden einige Speere zu scharfen Harpunen umgewandelt und an dieselben lange Leinen mit Stücken von Schwimmholz befestigt. Mit diesen Waffen ausgerüstet, begab sich die Jagdgesellschaft auf den Wechsel des Wildes.

Hier verberg sich abends Jan Cuntj in dem dichten Ufergebüsch und wartete das Erscheinen der Tiere ab. Er ließ das Pärchen ruhig äßen und sich gegenseitig Liebkosungen und allerlei feine Zärtlichkeiten, wie sie nur bei Plumptieren möglich sind, erweisen; erst als die Unzertrennlichen in das nasse Element wiederkehrten und schon halb im Wasser standen, warf er mit wuchtigem Arme den Harpunenspeer gegen das Männchen und ergriff, ohne den Erfolg seines Wurfs abzuwarten, eiligst die Flucht. Die Vorsicht war diesmal wenigstens unnötig, denn der getroffene Stier sprang mit sichtbarem Schrecken in das tiefe Wasser.

Die Nacht wurde nun am Ufer zugebracht; erst am frühen Morgen, nachdem das Tier durch den voraussichtlich erlittenen Blutverlust geschwächt worden war, begann die Verfolgung. Auf dem leichten Kahn durchforschte man den Wasserlauf und fand auch bald das Schwimmholz der Harpune. Die Leine wurde angezogen, und als das gefangene Tier an der Oberfläche erschien, durften Reinhold, Zugvogel und die Krungeger nach Herzenslust auf dasselbe losfeuern, bis es ihnen gelungen war, den Koloß durch zahllose Wunden zu töten.

Zugvogel erhielt die so heiß ersuchte Jagdtrophäe, die beiden Hautzähne, Dr. Reinhold die Haut des Tieres, die er seiner Sammlung einverleibte, und die Neger schafften frohen Sinnes Stücke des Fleisches als gute Beute nach der Jagdhütte, während Jan Cuntj die Zunge als Leckerbissen für die Herrentafel reservierte.

Noch war diese seltene Delikatesse nicht verzehrt, als den mutigen Jägern schon neue Abenteuer und neue Tafelfreuden winkten. Diesmal brachte Dr. Reinhold die Nachricht, daß er in der Nähe des Ortes, an dem das Flußpferd erlegt wurde, einen Büffel gesehen habe. Er folgte den Spuren, untersuchte die ganze Gegend genau und war zu der Überzeugung gelangt, daß der Büffel ohne Begleiter von der Savanne nach dem Urwalde gekommen sei. Es mußte also einer jener Einsiedler sein, die von





Jagd auf Flusspferde.

den Herden vertrieben als Hagestolze ihr Leben fristen und durch die Einsamkeit nicht besser, sondern vielmehr schlechter werden, den Jäger nicht scheuen, sondern ihn auffuchen und mit Wut angreifen.

Die bevorstehende Jagd war somit eine der gefährlichsten, die in Westafrika ausgeübt wird, und Reinhold sowohl wie Jan Cuny schärften Zugvogel allerlei Vorsichtsmaßregeln ein.

„Die Gefahren, von denen ich jetzt erzähle“, sagte Reinhold, „gehören keineswegs in das Bereich der Fabel. Hat doch der mutige Afrikaforscher Baron Harnier durch einen Kasserbüffel sein Leben verloren. Er verwundete einen Büffel, der, anstatt zu fliehen, sich auf den eingeborenen Begleiter Harniers stürzte und ihn zu Boden warf. Heldenmütig wollte dieser den Bedrohten von dem rasenden Vieh befreien und griff es mit dem Kolben seiner Büchse an. Der Büffel ließ in der That von seinem Opfer ab, wandte sich aber gegen Harnier, dessen Leiche man später, zu einer unförmlichen Masse zertrampelt, aufgefunden, denn der feige Eingeborene ergriff sofort die Flucht, ohne sich um seinen Herrn zu kümmern, der für ihn sein Leben einsetzte.

„Der berühmte Reisende Schweinfurth berichtet von andern Fällen, wo aufgeschreckte oder im Schlafe gestörte Büffel sich wütend gegen Menschen wandten und sie töteten oder gar übel zurichteten. Bössartig sind aber vor allem die alten Einsiedler, die sich im Walde umhertreiben. Diese sollen sogar nach verbürgten Nachrichten hinter Busch und Baum dem Jäger aufslauern, um ihn auf die Hörner zu nehmen. Es ist also kein leichter Gang, zu dem wir uns vorbereiten und Geistesgegenwart und Vorsicht sind hier mehr nötig denn je.“

Trotz der angestrengtesten Suche gelang es Jan Cuny, der inzwischen zum Oberjägermeister der Expedition hinaufgerückt war, erst am andern Tage, einen sichern Wechsel des Stieres zu finden, und hier verbargen sich die Jäger im Gebüsch. Sie brauchten nicht lange auf das Wild zu warten.

Man hörte das Knacken der Zweige und nach einigen Augenblicken trat der Stier ins Freie. Nicht größer als unser Hausrind, aber elastischer gebaut und dunkel gefärbt, ging das Tier

dumpf grunzend zur Tränke. Es windete mit der breiten Muffel, spitzte die Ohren und peitschte die Weichen mit dem flockigen Schwanz. Es trug den Kopf gesenkt, wie zum Angriff bereit, unter seinen starken spitzen Hörnern leuchteten wild die blauschwarzen Augen hervor. In jeder Bewegung malte sich grimme Wut mit böswilliger Tücke gepaart. Das Bild entsprach wahrlich den Schilderungen, die man Zugvogel gegeben. Nichts war darin übertrieben, in der Stille und Einsamkeit des Waldes war die Erscheinung des Tieres sogar furchterregender als jede Beschreibung.

Jetzt tauchte es das Maul in die Flut und sog gierig das Wasser ein; in demselben Augenblick raschelte es leise in den Zweigen, und bevor der Stier nach der Ursache des Geräusches forschen konnte, krachte ein Schuß aus der Büchse Jan Cunys und man hörte deutlich die Kugel anschlagen. Wütend erhob der Stier das Haupt, mit funkelndem Blick nach jener Stelle spähend, wo ein leichtes Rauchwölkchen sich in dem Grün der Gebüsch verlor. Dann sprang er einen Satz rückwärts und legte sich mit wütendem Gebrüll nieder, den Kopf unverwandt auf die Stelle, die seinen Feind barg, gerichtet.

Nach einer Minute senkte er leise den Kopf nach einer Seite hin. Der Schuß Jan Cunys war ohne Zweifel tödlich, so dachte wenigstens Zugvogel, und um der Qual des Tieres ein rasches Ende zu bereiten, feuerte er seine Büchse gegen die Brust des Büffels ab. Ohne die Wirkung seines Schusses abzuwarten, sprang er auf und trat halb aus der Deckung. Aber in demselben Augenblick sah er auch, wie der verwundete Stier sich rasend erhob und in wütenden Säen mit gesenkten Hörnern auf ihn losstürmte. Darauf war Zugvogel nicht gefaßt; er stand wehrlos dem Ungeheuer gegenüber, keine Kugel im Lauf; der Angschweiß trat ihm auf die Stirn; er hörte nur das mächtige rasche Schlagen der Hufe, während es ihm vor Augen grau und schwarz wurde.

Das alles war ein Werk weniger Sekunden, und nun, waren es nicht Schüsse? Er fühlte jetzt nur, wie eine schwere Last mit gewaltiger Wucht seine Beine traf und ihn weit ins Gebüsch hineinerschleuderte.



Auf der Büffeljagd.

Als er wieder aus einer kurzen Ohnmacht erwachte, fühlte er, wie ihm aus vielen kleinen Rißwunden das Blut über die Haut rieselte; er war in Dornbüsche gefallen und übel zugerichtet worden. Vor ihm aber standen Jan Cunn und Reinhold, während in der Entfernung von wenigen Schritten der tote Büffel dalag.

„Sie können von Glück sagen“, sprach Dr. Reinhold; „wäre die zweite Kugel Jan Cunn's dem Teufel nicht gerade durchs Herz gegangen, so lägen sie da wie weiland Baron Harnier. Setzt aber stehen Sie mal auf, damit wir uns überzeugen, ob Ihre Knochen ganz geblieben sind.“

Mühsam erhob sich Zugvogel mit Hilfe seiner getreuen Freunde und stammelte herzliche Dankesworte.

„Die Knochen sind gottlob ganz geblieben!“ murmelte er, „aber ich bin arg zerschunden. Nun, verdient habe ich es wohl, da ich euere Warnungen nicht beachtet habe!“

Tagelang fühlte noch Zugvogel die Folgen seines Sturzes, aber seine jugendliche Natur half ihm leicht über alle Risse und Quetschungen hinweg, und dabei stärkte ihn auf dem Schmerzenslager die kräftige Brühe vom Fleische des Büffels, der so ernst sein junges Leben bedroht hatte.

Er sann inzwischen auf neue Jagdabenteuer, und das herrlichste stand ihm in nächster Zeit bevor.

Die Trockenzeit war schon weit vorgeschritten. Die meisten Bäche waren versiegt und breite Seen des Urwaldes zu kleinen Teichen und Tümpeln zusammengeschrumpft. Das Tierleben, das sich einst durch den ganzen Urwald verbreitete, drängte sich jetzt zu diesen Wasseroasen oder zu denjenigen Ufern der Ströme, die von menschlichen Ansiedelungen frei mit dichtem Gehölz eingeraht waren.

An ihnen konnte man jetzt die Bewohner des Urwaldes am besten beobachten; namentlich in stillen Mondscheinnächten wimmelten jene Strecken von allem Getier, dem sich zahllose Vogelscharen zugesellten.

Eines Tages überbrachten die Eingeborenen die frohe Kunde, daß sie den Wechsel einer Elefantenherde gefunden, auf dem dieselbe allmächtig erscheint, um ein erfrischendes Bad zu nehmen.

Ein reges Leben herrschte sofort in der Jagdhütte, die großen, inzwischen eingetroffenen Elefantengewehre wurden hervorgeholt und in Stand gebracht; dann brach die Jägerkarawane, Zugvogel, Dr. Reinhold, Van Cuny und einige Krüjungen, nach dem Boote auf. Noch stand die Sonne hoch am Himmel, als die Gesellschaft stromaufwärts ruderte und an eine Stelle gelangte, an welcher ein Elefantenspad wie ein weites Thor den Weg in den dichten Urwald öffnete; hier blieben die Krüjungen mit dem Boote zurück, während die Jäger nach dem von den Eingeborenen ihnen bezeichneten Orte zogen.

In dem dichten Gestrüpp tropischer Vegetation tritt der Elefant als Straßenbauer auf. Nur dieser Riese vermag das Dickicht und dessen Hemnisse zu überwinden. Ohne Zögern betritt der Reitelefant den Urwald; unter seinen mächtigen breiten Füßen knickt das Unterholz wie Strohhalme zusammen; in die Höhe ragende Baumäste können ihm den Weg nicht versperren; spielend bricht er sie mit seinem Rüssel ab und verzehrt die grünen Zweige; so schreitet er vorwärts, ruhig und ohne Aufhalten, ein Bahnbrecher ohnegleichen! Hinter ihm drängt sich die Herde; was an schlanken Ästen noch zu beiden Seiten vorragt, wird abgeknickt und verzehrt, und hinter den siegreich vorwärtsschreitenden Tieren gähnt eine hohle, festgestampfte, von grünen Wänden umrahmte Straße, welche später nicht nur Elefanten, sondern auch andere Tiere des Urwaldes benutzen, auf der auch der Mensch wandelt, um die Natur an ihren geheimsten Werkstätten zu belauschen.

Nach vielen Windungen mündete endlich der Elefantenspad in eine größere Pflanzung, in welcher man einen Teich wahrnahm, der durch Nebenkanäle mit dem Strome selbst in Verbindung stand. Als die Jäger dieselbe betraten, stiegen Scharen verschuchter Vögel in die Höhe und erfüllten minutenlang den Wald mit ihren verworrenen Stimmen. Ihnen galt aber heute keineswegs der scharfe Blick der vorwärts Eilenden. Er blieb haften an den tiefen gassenähnlichen Furchen, mit denen der weichere Boden durchwühlt war und die unverkennbar als frische Elefantenspuren anzusehen waren.

Jetzt galt es, den lang gehegten Plan auszuführen, einen passenden Baum zu erklettern und, in seinem Wipfel still ver-

borgen, das Gebaren der Riesen des Urwaldes zu belauschen und von dem hohen Anstand die tödliche Kugel gegen das Hochwild Afrikas abzufeuern.

Bald wurde der Standort gefunden und mit ihm eins der seltensten Wunder des Urwaldes entdeckt. Dort wo eine schmale Zunge erhöhten Landes in das Wasserbecken einschnitt, ragte ein grüner Dom in die Höhe. Schlanke Stämme stützten pfeilerartig sein mächtiges Dach, das aus einem Wirrwarr von Zweigen bestand und an dem Millionen Blätter zitterten, Tausende Blumen leuchteten, in dem Hunderte von Vögeln nisteten und ihren vielstimmigen Gesang erschallen ließen. Abgesondert von den übrigen Bäumen des Urwaldes stand dieses Wundergebild, hundert Bäumchen ähnlich, deren Kronen sich innig umarmten. Und doch war die stolze Gruppe nur das Werk einer einzigen Wucherliane.

In der Mitte des Ortes, den jetzt die schattige Naturlaube bedeckte, streckte einst eine einsame Palme ihr Haupt gegen das blaue Himmelszelt; unbehindert von lästigen Nachbarn, in vollster Fülle die Glut der Sonnenstrahlen empfangend und aus dem Sumpfe reiche Nahrung ziehend, wuchs sie stolz und lebenskräftig empor und träumte vielleicht, daß sie alle anderen Riesen des Waldes bald überflügeln werde. Da trug der Wind oder ein vorüberstreichender Vogel den Samen der Wucherpflanze an den Fuß ihres Stammes; er keimte auf, und der junge Keimling zog schüchtern, um Schutz stehend, die ersten Ranken um den Stamm des königlichen Baums. Mit grünem Laube schmückte er den kahlen Pfeiler, und schöner und stolzer stand jetzt die Palme da als alle ihre Geschwister. Aber der schwache Schüchling erstarrte mit Jahren, bis in die breiten Palmwedel hinauf entsandte er seine Schößlinge, trieb an den Seiten Nebenzweige und von diesen lange Luftwurzeln bis zur Erde hernieder. Mit der Zeit wurden diese luftigen Stützen zu Stämmchen und dann zu Stämmen und immer üppiger wurde das Geranke der Wucherpflanze, die sich mit Blumen bedeckte und mächtiger erschien als die gastliche Palme. Ihre Wurzeln raubten dem Palmbaum die Nahrung, ihr Rankengeflecht entzog dem Palmstamm die Luft, ihr wogendes Blätterdach sog das Sonnenlicht auf, bevor es zu den Wedeln der Palme bringen

konnte, und siehe da; die Palme starb, die Wucherpflanze wurde zu ihrem Würger!

In ihre dichte Laubkrone kletterten jetzt die drei Jäger, um hier den Einbruch der Dunkelheit und die Ankunft der Elefanten abzuwarten.

Und es erlosch bald, das strahlende Tagesgestirn, und magisch leuchtete der Mond hernieder, aus tiefem Schläfe zahllose Weisen zum frohen Nachtleben weckend. Die Stimmen der nächtlichen Vögel mischten sich mit dem Gebrüll nachtschwärmender Affen, und unten plätscherten laut im Wasser die ungeflachten Flußpferde, langsam nach dem Hauptstrome abziehend.

Dann wurde es stiller und aus einem der breiten Pfade des Urwaldes trat ein Riesentier hervor. Lautlos kam der Reitelefant der Herde herangeschritten und blieb minutenlang still stehen, die mächtigen Ohren nach vorwärts öffnend, um jedes Geräusch aufzufangen. Leise kam er bis an den Uferrand des Wassers, leise witterte er auch hier minutenlang, und lautlos, wie er gekommen war, verschwand er wieder im Dickicht. Nach einiger Zeit kehrte er zurück, diesmal in Begleitung von drei Genossen; wiederum wurde alles geprüft, und die drei Tiere blieben als Wächter in der Richtung stehen, während der Reiter zum zweiten Male im Walde verschwand. Höher schlug das Herz der Zuschauer; denn jetzt hörte man aus der Ferne ein dumpfes Krachen, und eine Herde trat aus der dunkeln Umrahmung des Waldes — wohl an 20 Stück zählend — und stürzte sich frohlockend in die Flut, um zu trinken und zu baden. Ein wunderbares, großartiges Schauspiel! Mehr aber als das Auge in dem matten Zwielficht sehen konnte, hörte das Ohr. Nach vollzogenem Bade begannen die Elefanten zu äsen: da hörte man das Knicken der schwächern Zweige, das Krachen dicker Äste und Stämme, die mit vereinten Kräften niedergebrochen wurden; dazwischen klatschten die mächtigen Ohren, mischte sich das schwere Atmen, das Rollen der Luft in den Eingeweiden, das Stampfen der mächtigen Füße in dem schlammigen Boden, und all diesen Höllenlärm übertönte das gellende, schmetternde Brüllen der Tiere: das war das Nachtmahl der Riesen des Urwaldes!





Der Letztelphant.

8. 100.

Lange währte es, bis in den Herzen der im dichten Laube versteckten Beobachter die Jägerlust über die Freude des Naturforschers siegte. Leise ertönte das von Dr. Reinhold gegebene Zeichen, und blitzschnell erhoben sich drei Läufe, blitzschnell aufeinander zuckten drei Feuerflammen und krachten drei Schüsse, ein langes Echo in dem Walde weckend. Und schneller noch erhob und legte sich ein wilder Aufruhr in dem Wasserbecken, in dem sich urplötzlich die Flut in weiß aufspritzende Wogen verwandelte und aus dem schwarze Riesenschatten auftauchten, um in toller Hast aus der Lichtung zu verschwinden.

Zitterten die Hände der Jäger vor Erregung, oder war es nicht möglich, in dem Dunkel der Laubkrone sicher zu zielen? Wer vermag es zu entscheiden? Ohne die heißerwünschte stolze Trophäe mußten die Jäger heimziehen, und doch belohnt für ihre Mühen durch einen Anblick, wie er selbst im Urwalde nur selten dem Forscher zuteil wird.

Wie groß aber auch die Freuden der Jäger waren, die Mühen und Plagen, mit welchen sie erkauft werden mußten, waren nicht geringer. Sie hatten bei ihren Jagdzügen mit tausend Widerwärtigkeiten zu kämpfen, unter welchen die scheinbar geringfügigsten die peinlichsten und schlimmsten waren. Die ungeschlachten Flußpferde verbluteten an den Wunden der geschickt geworfenen Harpune, den wilden Büffel streckte das tödliche Blei nieder, die Elefanten flohen vor dem Beherrscher der Erde — aber die Zwerge des Urwaldes trockten ihm, das Heer der winzigen Insekten peinigte ihn aufs empfindlichste und blieb tagtäglich Sieger in dem ungleichen Kampfe.

Jeder von uns, der in einem sumpfigen Waldrevier dem Wilde auflauerte, kennt die empfindliche Qual, die dem geduldig Harrenden die Stechmücken bereiten. Sie fehlen auch keineswegs in den Wäldern von Kamerun, auch dort treten die Moskitos in dichten Scharen auf, zudringlicher und bissiger als bei uns zu Lande. Und doch sind sie nicht die schlimmsten Gegner.

Hier entsenden die Sümpfe noch andere Plagegeister, Sandfliegen nennt man sie. Es sind kleine, fast mikroskopische Tiere,

die jedoch den Grundsatz „Viele Wenig machen ein Viel“ blutig bewahrheiten.

Dort ertönt im Gezweig die wohlbekannte Strophe eines seltenen Vogels, man hört das Rauschen seines Gefieders, gespannt ruht das Auge auf dem Gewirr der Lianen, krampfhaft hält die Hand die schußbereite Büchse. Welche Macht würde jetzt im Stande sein, den Jäger von der Stelle zu locken, seine Aufmerksamkeit von dem so lang ersehnten Wild abzulenken? O, sie ist da, in der nächsten Nähe! Wie ein leiser Windstoß berührt etwas Gesicht und Hände; die Haut ist mit einer schwarzen kribbelnden Masse bedeckt — die Sandfliegen sind da. Ein unerträgliches Zucken und Stechen peinigt das Opfer; die Willenskraft kämpft heroisch einige Augenblicke gegen diese Marter an. Vergeblich! Der Jäger wirft die Flinte über die Schulter und verläßt im eiligen Lauf das Gebüsch, um sich von der wachsenden Pein zu befreien!

Ein andermal will er einen geschossenen Vogel aus dem dichten Buschwerk hervorstolen. Arglos betritt er dasselbe, aber jener Waldfleck hat unsichtbare Wächter; hunderte von Ameisen befallen den Unvorsichtigen und beißen und kneipen ihn derart, daß er auch hier seine Beute in Stich läßt und das Weite sucht.

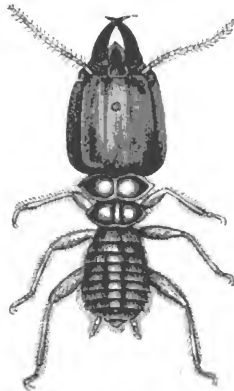
Und was für Ameisen beherbergt das Kameruner Land! Obenan steht unter ihnen die Wanderameise (*Ponera*), deren Schreckensherrschaft Dr. Reichenow uns so anschaulich schildert.

„In geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Scharen dieser Tiere durch den Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich das Heer auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Stellen zu überschreiten sind, werden zur Sicherung des Zuges die Soldaten aufgestellt. Diese haben die doppelte Größe der andern Ameisen und mit starken Zangen bewehrte Köpfe. Sie bilden zu beiden Seiten Spalier, ihre drohenden Waffen nach außen und in die Höhe richtend. Zwischen ihnen hindurch wälzen sich neben- und übereinander, beständig vorwärts dringend, die Wandernden. Man kann stundenlang an solchen Stellen den Zug beobachten, ohne das Ende oder eine Verminderung der Ziehenden wahrzunehmen.

Wehe dem Wesen, das in die Schar gerät. Insekten und kleinere Wirbeltiere verenden sofort unter den Zangen der Soldaten. Aber auch der Mensch hütet sich wohl in die Reihe zu treten, denn im Augenblicke sind hunderte der Kerfe an den Füßen in die Höhe gelaufen und rächen sich für die Störung mit wütenden Bissen. Sobald die vorausziehenden Plänkler des wandernden Heeres eine Stelle gefunden haben, welche Beute liefert, breiten die Nachkommenden sich über das Gebiet aus. Jeder Grashalm, jedes



Arbeiter.



Ameisen.

Soldat.

Blatt, jeder Zweig ist jetzt mit den Tieren bedeckt. Was von lebenden Wesen nicht eiligst bei Annäherung der Ameisen entflieht, muß ihnen erliegen. Alles tierische Leben wird an der betreffenden Waldesstelle vernichtet. Während die Spitzen des Zuges so eine Gegend überschwemmen, ziehen die Nachfolgenden, welche nichts mehr vorfinden, zwischen ihnen hindurch immer vorwärts und übernehmen jetzt die Avantgarde, an welche die wieder sich sammelnden sich anschließen. So zieht die Schar unaufhaltjam, ruhelos durch das Land, Tod und Verderben bringend, öde Schlachtfelder hinter sich lassend.“

Diese Ameisen befallen selbst menschliche Wohnungen, die ihnen preisgegeben werden müssen, und verzehren in kürzester Zeit sämtliche Speuvorräte.

Damals war Kamerun noch von einer der schrecklichsten Plagen tropischer Länder, von dem Sandfloh, verschont geblieben, das heimtückische Insekt steht jedoch schon dicht vor den Thoren des Landes und sein Auftreten in Westafrika ist so interessant, daß wir auch seiner mit wenigen Worten gedenken möchten.

Der Sandfloh ist bekanntlich etwa halb so groß wie unser gewöhnlicher Floh. Das Weibchen bohrt sich in die Haut von Tieren und Menschen ein, um dort seine Eier zu legen, wobei es bis zur Größe eines Pfefferkorns anschwillt. Das in der Erde lebende Insekt befällt vornehmlich die menschlichen Füße und wählt hier mit Vorliebe die verborgenen, mit weicher Haut bekleideten Stellen unter den Zehennägeln. Die Schmerzen, welche durch die diesem Eindringen des Insekts folgende Entzündung hervorgerufen werden, sind nicht unbeträchtlich und bei falscher Behandlung kann die Krankheit einen ungünstigen Verlauf nehmen, mit Verstümmelung des Gliedes oder selbst mit dem Tode des Patienten enden.

Der Sandfloh ist im tropischen Amerika heimisch und wurde nach Afrika erst in jüngster Zeit eingeschleppt. Im September 1872 lief das englische Schiff „Thomas Mitchell“, in Ballast von Rio de Janeiro kommend, wohin es Kohlen von England gebracht hatte, Ambris an der Westküste von Afrika an. Die Mannschaft und die Passagiere wurden von Sandflöhen geplagt und mit diesen sowie mit alten Kaffeejüden gelangten die Parasiten ans Land. Von hier aus breiteten sie sich binnen wenigen Jahren über die meisten Küstenplätze, vom Kougo bis zur Bai von Kamerun, und den Verkehrswegen der Menschen folgend tief in das Innere des Landes hin aus.

Sie sind allerdings nicht die einzige Plage, welche der Handelsverkehr von Weltteil zu Weltteil schleppt. Wir Europäer lernten auf diese Weise den Koloradokäfer, der die Kartoffelfelder vernichtet, und mehr noch die den Weinbergen so gefährliche Reblaus, *Phylloxera vastatrix* fürchten. Andere Weltteile seufzen dafür unter der von Europa eingeführten Ratten- und Kaninchenplage.



Im afrikanischen Urwald.

Zugvogels Aufenthalt im Urwalde war zu kurz bemessen, um auch dem Leben und Treiben anderer Insekten und kleinerer Tiere größere Aufmerksamkeit zu schenken. Was aber das Auge im

Vorübergehen erhaschte, das lieferte schon den Beweis von der unendlichen Fülle und Fülle des Lebens, welches hier summt und schwirte, von der Reichhaltigkeit der Formen und Arten, die hier zu finden waren.

Bunte Schmetterlinge umgaufelten die leuchtenden Blütenkelche, an den Ästen saßen aneinandergereiht prachtvolle Baumwanzen in wunderbaren Farben wie Edelgesteine schillernd, daneben Käfer und Schnecken von unansehnlicher Form und Farbe, welken Blättern oder vertrockneten Ästchen ähnlich.

In den Kronen der Palmen hausten riesige Spinnen, deren Biß von den Palmweinsammlern nicht mit Unrecht gefürchtet wird; andere Spinnenarten hüpfen auf dem Boden umher, und jagen, ohne jemals Netze zu spinnen, im Sprung ihre Beute; andere wiederum, unsern Kreuzspinnen vergleichbar, woben so starke Fäden, daß man sie wie Seide aufwickeln konnte.

Ja, wohin nur das Auge schaute, sah es neue Wunder, sah es Fremdartiges und Unbekanntes, das des Naturforschers harpte, welcher die hier liegenden Schätze heben würde. Und in Anbetracht der tausend Rätsel, die sich ihm darboten, reifte in Zugvogel die Überzeugung, daß er zu früh in die ferne Welt hinausgezogen war, daß er noch viel und lange hätte lernen sollen, um die wunderbare Welt vor ihm erfassen und ergründen zu können.

Und der Wissensdurst, der ihn hierher geleitet, erklosch nicht je mehr er schaute; ein neuer Wissensdrang wurde in ihm rege, und wenn die belehrende Stimme Dr. Reinholds schwieg, so sehnte sich der junge Jäger zurück nach der Wiebelstube im elterlichen Hause, nach der harten Schulbank und den lehrreichen Büchern, aus denen er das Wissen schöpfen könnte, dessen Lücken er hier so schmerzlich empfinden mußte.

## VIII. Schreckenslage.

Jan Cuny, der Oberhofjäger der Expedition, kehrte an einem der nächsten Abende aus dem Urwald nicht zurück. Sein Wegbleiben fiel niemand auf; pflegte doch der sichere Pfadfinder gerade in der Nacht dem Wild nachzustellen und seltene Beute am frühen Morgen in die Jagdhütte zu bringen. Als aber bei der Verteilung der Meisrationen der Regershauptmann noch immer fehlte, begann man doch um sein Schicksal besorgt zu werden. Vielleicht war er verunglückt, oder hatte sich im Urwald verirrt.

Man mußte ihm helfen, ihm Rettung bringen.

Dr. Reinhold organisierte sofort die Rettungsexpedition. Jan Cuny hatte bei seinem Aufbruch erklärt, daß er westwärts gegen das Gebirge gehen werde, um dort einem Palmarder, dessen Wechsel er gefunden, nachzustellen. Dr. Reinhold verteilte nun Büchsen und Patronen unter die fünf Krzungen. In langer Kette sollte man in westlicher Richtung vordringen und von Viertelstunde zu Viertelstunde Schüsse abgeben. Er selbst würde stets den ersten Schuß abgeben, hierauf sollten alle übrigen sofort feuern. Dann sollte jeder ruhig vorwärtschreiten und auf etwaiges Zeichen, einen Schuß oder Ruf von Jan Cuny spähen. Drei Stunden lang weckten die Schüsse grollendes Echo im Urwalde, der schließlich fast undurchdringlich wurde. Dr. Reinhold sah sich endlich genötigt, dicht hintereinander zwei Schüsse abzufeuern und damit ein Zeichen zum Sammeln und zur Rückkehr zu geben.

Nachmittags wurde der Urwald in nördlicher Richtung gleichfalls ohne Erfolg abgesehen, sodaß am Abend ein Krzunge nach



Mbinga geschickt wurde, um dort Leute zum Auffuchen von Jan Cuny aufzubieten.

Ein Duzend schwarzer Kerle erschien schon am frühesten Morgen vor der Jagdhütte; wiederum brach man nach verschiedensten Richtungen in den Urwald auf; aber nicht eine Spur von Jan Cuny war zu finden.

Der König von Mbinga kam selbst am Abend herüber, um seine Leute abzuholen; Jan Cuny, sagte er, wäre von einem Raubtier „aufgespeist“, oder sei entlaufen, und da brauche man ihn nicht zu suchen. Das Benehmen des Häuptlings war so rätselhaft, daß auch Dr. Reinhold von weitem Rettungsversuchen ab sah.

„Der schwarze Schuft“, sagte er abends zu Zugvogel, „weiß genau, was mit Jan Cuny geschehen! Entweder ist er wirklich entlaufen, obwohl ich keinen triftigen Grund zur Flucht mir denken kann, oder er ist mit den Eingeborenen in Streit geraten und ermordet worden. Im ersten wie im zweiten Falle werden wir nie die Wahrheit erfahren!“

„Entlaufen?“ rief Zugvogel, „bei diesem treuen, ja edlen Charakter kann ich eine solche perfide Handlungsweise getrost für unmöglich erklären!“

„Was heißt perfid, junger Freund!“ erwiderte Dr. Reinhold. „Ich beobachtete von Anfang an ziemlich scharf Ihren Prinzen von Haussa. Uns erfahrenen ältern Leuten war er überhaupt ein Rätsel. Sie sollten Herrn Wagner über ihn sprechen hören. Und ich füge nur hinzu: ein Mohammedaner, der seinen Turban ablegt, ein Neger, der mich über den nächsten Weg nach Bonjoko ansfragt — das sind Dinge, die man als äußerst seltene Ausnahmen betrachten muß. Für mich waren es Verdachtsmomente. Und dann, der Mann dachte mir zu viel. Es geht nicht alles mit richtigen Dingen zu in Kamerun. Übrigens haben Sie vergessen, wo Haussa liegt? Wenn der Sohn des Windes die Bergrücken im Norden überstiegen hat, so ist er auf dem geradesten und bequemsten Wege nach seiner Heimat. Jedenfalls soll das für uns eine Lehre sein. Wir müssen scharf aufpassen, und ich bitte Sie, von nun an sich allein nicht tiefer in den Urwald hinein zu wagen.“

Seit jenen Tagen hatte die Jagdhütte im Urwalde ihren friedlichen Zauber verloren. Auf den Gemütern der Weißen lastete es wie ein schwerer Alp. Und wie die Kunde von der Befreiung aus einem Gefängnis vernahm Zugvogel den Entschluß Dr. Reinholds, die Jagdhütte aufzugeben, mit endlich in Mbinga gewonnenen Trägern in das Gebirge aufzubrechen, womöglich die Kamerunspitze zu besteigen und dann über Bimbia zur „Anna-Marie“ zurückzukehren.

Während des Tages wurden die gesammelten Jagdtrophäen in Kisten verpackt, die mit Mbingaleuten nach der Kameruner Faktorei abgeschickt werden sollten. Bei diesem oder jenem seltenen Exemplare tauchte unwillkürlich die Erinnerung an den glücklichen Jäger Jan Cuny auf, was die zum Teil gehobene Stimmung von neuem niederdrückte.

In solchen Stunden beschäftigt sich der Geist unwillkürlich mit düstern, abenteuerlichen Bildern, und auch an diesem Abende erzählte Dr. Reinhold, durch Zugvogel angeregt, von den Gespenstern des Urwaldes und dem Aberglauben der Eingeborenen.

„Als ich zum ersten Male in Kamerun angekommen war“, begann Dr. Reinhold, „leuchtete in die dunkle Nacht der Brand einer Negerhütte hinein. Die rote Feuersäule war das erste Zeichen des heidnischen Aberglaubens, der mir entgegentrat; denn die Priester verbrannten gerade das Haus einer Hexe, die am darauffolgenden Tage im Wasser ihren Tod finden sollte.“

„Es ist sonderbar, wie tief in allen Völkern der Glaube an die Hexerei wurzelt. In civilisierten Ländern ist er so gut wie ausgerottet, und wo er noch in abergläubischen Köpfen spukt, dort darf er sich wenigstens nicht an das helle Tageslicht wagen und keine Opfer fordern.“

„An der westafrikanischen Küste steht dieser Wahn noch in vollster Blüte, und von wilden Leidenschaften entseßelt raubt er Hunderten und Tausenden Unschuldiger das Leben und hat sogar manche Länderstriche völlig entvölkert.“

„Der Verlauf eines Hexenprocesses ist von Afrikareisenden wiederholt geschildert worden.“

„Ist ein angesehener Neger erkrankt und gestorben, so glaubt

man in den meisten Fällen nicht an eine natürliche Ursache des Todes, sondern verbreitet Gerüchte, der Mann sei verhext worden.

„Der Schuldige wird darauf leicht ermittelt. Irgendeine mißliebige Person, zumeist ein altes Weib oder ein Mädchen, werden als Urheber den Priestern oder «Medicinmännern» angezeigt und von diesen vor das Gericht geschleppt.

„Hier wird mit dem Verhör der Angeklagten und Vernehmen der Zeugen nicht viel Zeit vergeudet. Der Zauber wird mit Zaubermitteln bekämpft und auch Afrika kennt die berüchtigten Hexenproben.

„Obenan steht die Giftprobe, die am weitesten verbreitet ist. Das unglückliche Opfer muß ein bestimmtes Pflanzengift verschlucken, dessen Wirkung die versammelte Volksmenge und die Medicinmänner abwarten. Bricht die Angeklagte das Gift und verspürt sie keine üblen Folgen, so gilt sie als unschuldig und wird freigelassen. Beginnt aber das Gift bei ihr seine zersetzende Wirkung zu äußern, so ist sie der Hexerei überführt und wird schleunigst hingerichtet.

„Sind jedoch die schlimmen Leidenschaften der grausamen Negernatur besonders entfacht, dann ist das Opfer rettungslos verloren, auch wenn es die Giftprobe glücklich bestanden. Über einen solchen schauerlichen Fall an der Loangküste wird z. B. berichtet, daß, als die Hexe sich weigerte das Gift zu nehmen, sie dazu gezwungen wurde, indem man sie an Stricken gefesselt grausam durch die Dorfstraße schleifte. Als sie dann das Gift genommen und es gebrochen hatte, sodaß sie gereinigt erscheinen mußte, erklärten die Medicinmänner, daß in dem Gebrochenen kein Gift enthalten sei und verurteilten das arme Weib zum Feuerode.

„Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Glaube an die Hexerei fortbesteht und unter seinem geheimnisvollen Einflusse viele das Verlangen in sich tragen, in Besitz der gefährlichen Zauberkräfte zu gelangen und wirkliche Hexen und Hexenmeister zu werden. Ihre Künste bestehen dann in Giftmischerei, die oft mit großem Raffinement betrieben wird, wie dies z. B. Muechelmorde durch vergiftete Nadeln beweisen. Das furchtbare Gift derselben

wird aus Schlangenköpfen und Zähnen bereitet, aus welchen ein Saft ausgekocht wird, in welchen man eine pulverförmige, gleichfalls giftige Substanz, wahrscheinlich Strychnin, mischt. In diese Flüssigkeit taucht man feine Holznadeln und hält sie als gefährliche Waffen sorgfältig versteckt; wer im Schlafe mit einer solchen Nadel nur geritzt wird, der muß nach den Berichten der Eingeborenen unbeding't sterben.

„Ähnliche Mittel werden auch in Indien noch heute von Mordmördern benutzt, und den mittelalterlichen Schwarzkünstlern Europas waren sie gleichfalls geläufig. Das Volk, welches die Zusammensetzung der Gifte nicht kennt und ihre Wirkung nicht zu begreifen vermag, denkt dann in erster Linie an Teufelsküche und Hexerei, und so nährte und nährt überall ähnliches verbrecherisches Treiben einen sinnlosen Aberglauben, der neben den wenigen Schuldigen auch vielen Unschuldigen verderblich wird.

„Wo Hexen verweilen, dort muß es auch ihre Helfershelfer, die «bösen Geister» geben; und in der That bevölkert die Phantasie der Eingeborenen mit ihnen alle Urwälder. Bei manchen Naturvölkern zeitigt der Geisterglauben die schönsten Blüten der Poesie; Sagen und Märchen, denen oft tiefe Wahrheit zu Grunde liegt. Aber wie unter den Menschen die einen poetisch beanlagt, die andern dagegen recht prosaisch sind, so verhält es sich auch mit den Völkern. Leider muß man den Bewohnern der westafrikanischen Küste nachsagen, daß sie für die Dichtung nicht geboren wurden. Die Ausbeute, die hier einem Märchensammler zuteil werden würde, müßte sehr dürftig ausfallen. Namentlich die Kameruner sind recht prosaische Naturen, die an weiter nichts als an Handel, Gewinn und rohen Lebensgenuß denken und selbst auf religiöser Stufe tief unter allen benachbarten Völkern stehen. Sie besitzen keine Tempel; ihre Fetischhäuser sind äußerst dürftig; geheiligte Haine sind kaum zu finden; nur kleinen Umzäunungen, an welchen Opfer niedergelegt werden, begegnet man hier und dort im Walde. Wohl giebt es hierzulande wie überall verzauberte Gewässer und von bösen Geistern bewohnte Walddickichte, welche die Eingeborenen meiden. Daran aber knüpfen sich keine Sagen wie bei anderen Stämmen.

„Wir lauschten hier oft dem wunderbaren Gesang eines Vogels, den wir trotz der eifrigsten Nachstellung niemals erblicken konnten. Oft wenn ich mich auf der tollen Jagd nach diesem scheuen Patron todmüde gelaufen, kam mir die Erinnerung an eine schöne Überlieferung der Loangoneger, die einen ähnlichen scheuen Sänger nicht für einen gewöhnlichen Vogel, sondern für eine verzauberte Prinzessin halten.

„In den Bergen sollen die Leute sinn- und geistreicher sein. Der gewaltige Kamerunberg, zu dem sie tagtäglich aufschauen, mußte ihre Phantasie auregen, und so erzählen sich die Bakhwiri, daß dort oben ein Gott hause, halb Mensch, halb Stein, der, wenn er zürne, ein weißes Kleid anlege. Nun, es muß ein guter Geist sein, denn hier, nahe dem Äquator, liegt nicht sehr oft der Schnee auf dem Berge.

„Freilich, junger Freund“, schloß Dr. Reinhold seine Erzählung, „für uns bedarf es nicht der Märchen und Dämonen, um diese Natur zu beleben. Für unser Auge ist der ganze Urwald ein gewaltiger Tempel, in dem überall Gottes Odem weht, in dem jedes Tier und jede Pflanze ein Wunder bedeutet. Und wenn wir einmal träumen wollen, nun, so glauben wir lieber, daß der ganze Urwald mit seinen Geheimnissen und Rätselfeln weiter nichts sei, als ein schönes, wunderschönes schlafendes Dornröschen, und daß wir die glücklichen Ritter seien, denen es vergönnt war, die verzauberte Maid zu küssen. Ich glaube es liegt etwas Wahres in diesen Worten. Alles das, was wir hier erleben, wird später wie ein wunderbarer Traum unsere Seele erfüllen, und wir werden wahrlich an diesem Traum noch zu träumen haben, wenn der Schnee des Alters unsere Haare bleicht.“

Sechs Tage waren am folgenden Morgen seit dem Verschwinden Jan Eunys verfloßen. Den letzten Tag, der noch in der Jagdhütte zugebracht werden sollte, benutzte Zugvogel zu einem Jagdausfluge, der zugleich einen heimlichen Abschied von lieb gewordenen Stätten bildete.

Er war schon an dem vorgesteckten Ziel seiner Wanderung angelangt, da ertönte in seiner Nähe die melodische Strophe der

unbekannten Sängerin, der verzauberten Prinzessin. Er trat näher an den Baum, von dem der Gesang in schwellenden Rhythmen niederquoll und spahnte fieberhaft hinauf.

Welch ein Glück, wenn es ihm jetzt gelingen sollte, das Geheimnis des Urwaldes zu entschleiern? In dem dichten Laubwerk sah er einen Schatten huschen; mit ihm wechselte der Gesang den Ort. Der Vogel rief, lockte, und der junge Jäger folgte ihm von Baum zu Baum, durch Buschwerk und Gestrüpp. Ihm pochte jetzt das Herz ebenso unruhig wie bei der ersten Auerhahnjad im Gebirge, wo er den Verklein des Vogels nacheilte, ohne ihn zu erblicken.

Plötzlich verstummte der Gesang, und erst nach geraumer Weile tonnte er wie mitleidig aus weiter Ferne. Zugvogel bahnte sich den Weg durch ein dichtes Buschwerk und stand wie verzaubert vor einem Bilde, zu dessen stummer Großartigkeit Felsen, Wasser und Bäume ihre gesamte Pracht aufboten. Ein kleiner See erstreckte sich vor seinen Augen, aus seiner Mitte ragten drei nackte Felsen wie emporspringende Riesen hervor — wohl ein Werk der vulkanischen Kräfte, vor welchen einst auch dieser Erdboden erzitterte, wenn der „Götterberg“ sein Haupt in Rauchwolken verhüllte, Flammen spie und Asche und Lavaströme in die Niederung entsandte. Rings um den See hielten Bäume wacht. Hier war ihr Wachstum durch nichts gehindert, und so reckten und streckten Wollbume ihre gewaltigen Äste, und über allen thronten noch mächtigere Adanfonien!

Nirgends eine Spur menschlichen Fußes oder menschlicher Hand! Hier mußte ein Zauber hausen, der die Eingeborenen diese Stelle meiden ließ, ein Zauber, der die Natur in jungfräulicher Frische erhielt, wohl der Hort jener verzauberten Prinzessin, deren wunderbares Lied neckend vom gegenüberliegenden Ufer ertönte.

Zugvogel mußte wohl oder übel die Verfolgung aufgeben; er ließ sich im Schatten nieder und schaute und träumte mit offenen Augen. Jugendmarchen zogen an seiner Seele vorüber: Dornröschen, Schneewittchen, Aschenbrödel und wie sie alle sonst heißen, die poetischen Gestalten der längst vergangenen, aber ewig neu in uns auflebenden Märchenwelt! Er schaute und träumte, berauscht von dem Genuß einer echten unverfalchten Natur.

Und in diesen Träumen übersah er, daß der Himmel sich mit schwarzen Wolken einsäumte; erst als der erste gewaltige Windstoß durch das Blätterdach grollend rauschte und ihm den Hut vom Kopfe riß, sprang er auf und fand sich von dem Gewitter an dem verzauberten See überrascht. An Rückkehr war nicht zu denken.

Er schritt also das Ufer entlang und suchte nach einem sichern Versteck; in einer Nische der Flügelwände eines Wollbaumes fand er das Gesuchte und ließ sich hier nieder.

Es war die höchste Zeit, denn schon fielen schwere Tropfen hernieder, schon krachten im Urwalde morsche Äste und alte Bäume unter den Fängen der Windsbraut, schon grollte lauter und rascher aufeinander der Donner, und in flammenden Blitzen glühte der Himmel.

Das Sonnenlicht war längst verschwunden, unheimliches Dunkel lag über dem stillen See, ein Dunkel, das an die Nacht erinnerte und doch den Tag nicht verleugnen konnte. Und auf diesem düstern Grunde zuckte gespenstisch der grelle Widerschein der Blitze — ein Bild, als ob sich die Pforten der Hölle rasch öffneten und noch rascher schlossen.

Etwas hundert Schritte von Zugvogel entfernt stand auf einer vorspringenden Landzunge der in Kamerun so seltene Affenbrotbaum, der Elefant unter den Bäumen, die Adansonia, die Eiche der tropischen Länder. Zum ersten Mal im Leben erblickte Zugvogel den Riesen und zwar in einer Beleuchtung, die das Gigantische seiner Formen verdoppelte.

Wie ein Bollwerk erhob sich der Stamm, bis zu einer Höhe von 12 m ästelos und nur mit dichter Flechtenthülle bedeckt. Dann teilte er sich in einzelne Äste, wenn man Arme eines Baumes, welche die Stärke hundertjähriger Eichen aufweisen, so nennen darf. Auf dieser stämmigen Grundlage baute sich die Krone auf, ein Gewirr von Ästen und Zweigen, die wohl einen Raum von 70 Fuß im Durchmesser beschattete. Ein Bild, das jeder Beschreibung spottet, und nur angestaunt sein will; ein Bild, das in die heutige Pflanzenwelt nicht zu passen scheint, und wie ein Denkmal einer gewaltigern lebenskräftigern Vergangenheit aus dem

Proletariat gemeiner Bäume hervorragt; ein dem Tode Geweihter, der nur als Greis in den Urwäldern und in den Savannen uns begegnet, der fast keine Nachkommen mehr erzeugt, weder auf Ur-  
enkel noch Enkel niederschaut; aber wie ein Held groß und bewundernswert in den letzten Stunden seines Unterganges.

Hei! wie trotzte er ungebeugt dem Sturm! Wie forderte er den Donnerkeil heraus! Dreimal zuckte der Blitz auf sein Haupt hernieder, deckte in flammende Hülle die stolze Krone, aber obwohl Holztrümmer den Boden bedeckten, der Baobab stand unerschüttert, in unverminderter Größe da!

So raste das Unwetter, so brauste und fauste der Sturm über dem grünen Dach des Urwaldes, bis der heulende Wind dem Wasser und den Donnerkeilen wich und die Wolkenschlacht ihren Höhepunkt erreichte.

Noch ein letztes Aufheulen, ein Stöhnen des Sturmwindes, als ob der Riese erschöpft zusammensänke! Dann — ist es eine unheimliche Stille? Nein! Nur ein jäher Wechsel in den Akkorden des erschütternden Sturmliedes der Elemente. Ein Rauschen zieht durch den Wald, stärker und stärker, unfassbar und unbeschreiblich; Tausende, Millionen einzelner prasselnder Töne rufen es hervor; jetzt peitscht der Regen das Blättermeer, rauscht an den Wedeln der Palmen, prasselt an den Ästen der Wollbäume, murmelt dumpf in dem Gewirr der Lianen. Nicht schwere Tropfen, Wasserstrahlen sind es, die der Himmel zur Erde sendet mit einer Wucht, die der verheerenden Gewalt der Schloßen nicht nachsteht.

Und um das Unheimliche noch zu erhöhen, weicht jetzt nimmer der Blitz von den herabströmenden Wassern; dreißig, fünfzig Mal in der Minute, von Sekunde zu Sekunde zuckt er hernieder und weckt den Donner, der unaufhörlich grollt, bald hell schmetternd, bald tief dröhnend, bald das Ohr durch rasche Schläge betäubend, bald die Grundfesten des Waldes erschütternd, daß sie zittern und beben, wie ein geängstetes, kraftlos zusammengebrochenes Opfer einer Hezjagd.

Und wahrlich, dieser wilden Wolkenschlacht fehlt nicht der Geruch des Pulverdampfes. Die tausend Blitze zersetzen die Luft und verleihen ihr einen eigentümlichen Odem; Dünste und Gase



entsteigen dem Boden und beklemmen den Atem; nur schwer hebt sich die Brust, und gebrochen ist alle Widerstandskraft des Geistes, der sich willenlos fügt in das Unvermeidliche.

Aber gestrenge Herren regieren nicht lange; rasch, wie es herangebraust kam, stürmt auch davon das wilde Heer.

Schon nach einer halben Stunde lag ruhig, sonnenbeschienen der geheimnisvolle See vor Zugvogels Augen, blau wölbte sich der Himmel darüber, an Blüten und Zweigen hingen und glitzerten wie Diamanten zahllose Wassertropfen, die Vögel zwitscherten lustig von neuem, und aus der Ferne klang freudig der Trompetenruf der Elefanten. Doppelt holdselig, dreifach bezaubernd erschien jetzt der hehre Frieden der Natur. Geschäftig schickte er sich an, die Wunden des Kampfes zu heilen, über Trümmern blühende Decken zu breiten, wie seit Jahrtausenden so auch jetzt siegreich gegen die Verwüstungen des Todes zu ringen.

Zugvogel pries im stillen die Vorsehung, die ihn diese Gefahr glücklich überstehen ließ, und dachte nun an Rückkehr nach der Jagdhütte. Die durchnässten Kleider waren rasch an einer sonnigen Stelle des Ufers notdürftig getrocknet und ein Zwieback, der ganze Frühstücksvorrat, mundete ihm vortrefflich, obwohl er keineswegs den Hunger stillte.

Aber Zugvogel hatte bis jetzt nicht überlegt, welchen Weg er einschlagen sollte. Nun überfah er plötzlich das Peinliche seiner Lage. Nach welcher Richtung hatte ihn der verzauberte Vogel gelockt? Wie lange schlich und eilte er dem Verführer nach? Ratlos stand er da. Was nützte ihm der Kompaß und der Lauf der Sonne. Wußte er denn genau, ob er sich im Westen oder Osten von der Jagdhütte befand?

Ja, es unterlag keinem Zweifel mehr, er hatte sich im Urwalde verirrt! Das Schicksal Van Cunnys hatte ihn erreicht. So trostlos war seine Lage aber nicht, wie er es im ersten Schrecken meinte. Dr. Reinhold würde ihn ja suchen, und er horchte auf, um den Knall einer Büchse zu hören.

Bergeblich! Die Ketter mußten eine andere Richtung eingeschlagen haben.

Er wartete eine Stunde. Es war 4 Uhr nachmittags

geworden; um 6 Uhr mußte die Sonne untergehen. Er durfte nicht zögern, wenn er nicht die Nacht allein im Urwalde verbringen wollte. Überdies peinigte ihn der Hunger. Hier und dort leuchteten zwar im Gebüsch saftige Beeren und Früchte; sein Gaumen lechzte darnach; aber ihr Anblick verursachte ihm nur Tantalusqualen. Noch ein Neuling in der afrikanischen Wildnis, kannte er nicht die Bäume und Sträucher, von denen sie herabhingen, und die Vernunft verbot ihm, von denselben zu naschen. Es mochten giftige oder schädliche Früchte sein, und grausam erschien ihm und qualvoll eine schwere Erkrankung in dem menschenleeren Walde.

Aber der Jäger sollte nicht hungern. Die treue Büchse war ja in seiner Hand und zehn Patronen staken in der trockenen Ledertasche. Es galt nur einen guten Schuß, am passenden Orte, wo man die erlegte Beute leicht und sicher auffinden konnte.

Ach, wenn jetzt eine Affenbande hier erschiene!

Die meisten Vögel, die er kannte, hatten so abscheulich zähes, widerlich schmeckendes Fleisch.

Aber Durst zu leiden brauchte er nicht. Der kleine See konnte ihn stillen, und Zugvogel beugte sich über den Uferrand und schöpfte mit der Hand das Wasser, um es zu kosten. Es schmeckte faulig, fast salzig, bitterlich.

Jetzt wurde es ihm mit einem Mal klar, warum im Gegensatz zu anderen Wassertümpeln und Teichen des Urwaldes hier das Tierleben fast gänzlich fehlte und eine so tiefe Stille herrschte. Das Wasser war ungenießbar, Zugvogels Tantalusqualen wurden verdoppelt, der Durst immer peiniger.

Prüfend ließ er seine Blicke über die am Ufer stehenden Bäume schweifen. Sieh, dort huschte ein Kletterer, unserm Eichhörnchen nicht unähnlich, durch die Zweige des überhängenden Gebüsches. Was suchte er dort so eifrig? Ach, jetzt sah es Zugvogel. Dort hingen in dichter Reihe nebeneinander die kleinen Nester der Webevögel.

Wohlan! Das wäre etwas! Hin zu jener Stelle durch Schilf und Gebüsch, und jetzt ging es an Nesterausnehmen, obwohl der Schweiß auf der Stirn perlte.

Nun lag die Ausbeute im Hut — im ganzen etwa ein Dutzend Sperlingseier, nicht genug, um den brennenden Durst zu löschen, zu wenig für den Heißhunger!

Wiederum schweifte sein Blick in die Höhe. Endlich! Dort saß eine Papageitaube; die Büchse flog an die Wange, und zum ersten Mal weckte hier ein Schuß ein lange nachtönendes Echo. Aber die Hand mußte in Erregung gezittert haben, die Taube flog davon und verschwand im Gezweig.

Fort von diesem verzauberten See! Und doch zögerte er bei den ersten Schritten. Hier unter dem Wollbaume hatte er wenigstens ein trockenes Nachtlager, und in kurzem mußte ja die Nacht anbrechen.

Doch da fühlte er schon neue Plagen. Ohne Erbarmen stachen ihn Mücken und Moskitos. Er hatte gehört, daß den deutschen Forschern an der Loangoküste der Rauch der glimmenden markigen Früchte des Affenbrotbaumes guten Schutz geleistet habe. Nun, der Blitz hatte ja dafür gesorgt, daß sie in Hülle und Fülle zerstreut auf dem Erdboden lagen. Hier und dort ließ sich noch trockenes Laub und altes trockenes Holz sammeln. Als die Dunkelheit eintrat, konnte er noch ein Feuer anzünden und warf sich ermüdet auf ein Lager von Laub und Reisern.

Was kümmerte ihn heute die majestätische Pracht des tropischen Himmels? Ihm war nicht poetisch zu Mute. Sein Ohr lauschte und lauschte — auf Büchsenknall und Menschenstimmen. Aber er hörte nur das spöttische Gelächter der Käuzchen.

Endlich überwand ihn die Müdigkeit und er versank in einen tiefen traumlosen Schlaf.

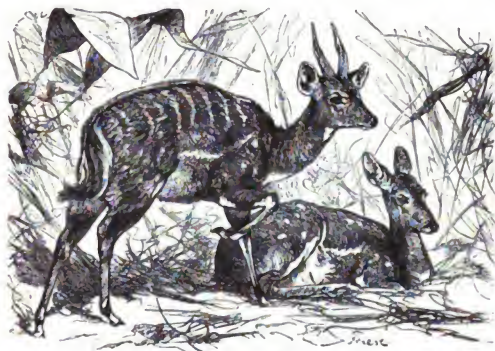
Als Zugvogel erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er sprang auf und murmelte ein kurzes Morgengebet. Dann blieb er einen Augenblick in Gedanken vertieft stehen und fühlte, wie ihm das Blut aus den Wangen wich. O, dieser unglückselige Schlaf!

Während der Nacht oder am frühen Morgen konnten Reinhold und die Kroneger hier gewesen sein, und er lag inzwischen im Schlaf, überhörte die Signalschüsse und die Rufe der Retter.

Aber mit dem Bewußtsein der Trostlosigkeit seiner Lage kehrte auch bei Zugvogel die Energie ein.

Zuerst den Hunger und den Durst stillen und dann hinaus aus diesem grünen Labyrinth!

Dem nüchternen Auge bot heute der Urwald einen reich gedeckten Tisch. Hier und dort wiegten ihr Haupt große Blütenkelche mit dem Regenwasser des gestrigen Gewitters und frischem Nachttau gefüllt. Er kostete gierig von diesem Nektar und schritt vorwärts, bis er einen schon halb ausgetrockneten Tümpel fand, den das gestrige Gewitter gebildet hatte, und an dem er seinen Durst vollauf löschen konnte. Ein Nest eines größern Vogels



Streifenantilope.

lieferte ihm ein paar Eier und während er noch das letzte austrank, hörte er ein leises Knistern und erblickte das anmutige Bild einer Streifenantilope.

Diesmal gelang der Meisterschuß, und ein triumphierender Juchzer schallte durch den Wald, als Zugvogel den Fuß auf das erlegte Tier setzte. Nun prasselte wieder das Feuer; an einem langen Stab, der als Drehrost diente, briet und röstete ein frisches Lendenstück.

Der Hunger erwies sich wieder als trefflicher Koch, und gesättigt und gestärkt, ein Stück Fleisch als Vorrat in die Tasche steckend, machte sich Zugvogel auf den Weg.

Wohin?

Nun, er kannte von Dr. Reinhold die alte Zägerregel, die der Verirrte im afrikanischen Urwalde zu befolgen hat: man muß den Lauf eines Gewässers auffinden und ihm dann folgen; er führt uns sicher zu Menschenwohnungen.

Zugvogel war mit den meisten Flußläufen der Umgegend vertraut und er hoffte sich bald zu orientieren, wenn er an einen solchen gelangen würde.

Zunächst wollte er den See, der heute seinen nüchternen Augen allerdings winzig vorkam, umkreisen und dem Abfluß desselben folgen. Ein fruchtloses Beginnen! Obwohl er sich mit dem Buschmesser den Weg bahnen mußte, kam er schon nach einer Stunde an sein Nachtlager zurück. Das rätselhafte Wasserbecken täuschte ihn auch heute, nicht ein einziges Bächlein mündete in dasselbe oder floß von ihm zu Thal.

„Adieu, du Hort der verzauberten Prinzessin“, rief er laut und zog den Kompaß hervor. Er beschloß, die südliche Richtung einzuschlagen, weil er auf diese Weise am sichersten in das Mündungsgebiet des Kamerunflusses zu gelangen glaubte.

Zu seinem Staunen begann jedoch schon nach einigen hundert Schritten das Terrain zu steigen. Dort würde er also schwerlich einen Fluß finden; seinem Kompaß folgend, wandte er sich also nach Osten und gelangte bald an eine Stelle, wo ein tiefer Thaleinschnitt sich zeigte. Das Gestrüpp war so dicht, daß er sich überall mit dem Buschmesser den Weg bahnen mußte, und um sich vor wiederholten Irrwegen zu schützen, schnitt er in die Rinde großer Bäume Zeichen ein.

Wie nötig diese ihm von Dr. Reinhold eingeschärfte Vorsicht war, sollte er bald erfahren, denn nach einer halben Stunde mühseligen Arbeitens stand er wieder einmal auf dem alten Fleck.

Inzwischen war es Mittag geworden; der Fleischvorrat reichte noch, aber der Wassermangel wurde immer fühlbarer. Die Vegetation ließ zwar die Nähe eines Gewässers vermuten, aber weder ein Tümpel, noch ein Bächlein ließen sich blicken. Auf diese Weise, wenn er so weiter im Kreise herumirrte, könnte er vielleicht ein paar hundert Schritt von den Ufern eines Riesenstromes

verdursten. An feuchten Stellen schnitt er mit dem Messer tiefe Löcher in den Erdboden und kühlte seine Lippen mit der feuchten Erde.

Endlich pochte schnell sein Jägerherz. Hurrah! Die beste untrüglichsste Spur war gefunden.

Zugvogel stand vor einer wirklichen hohlen Gasse, die aus dem dichten Gestrüpp hervorgähnte und so niedrig war, daß er sich bücken mußte, um sie betreten zu können. Die Spuren am Erdboden ließen keinen Zweifel aufkommen: es war die Fährte der Flußpferde, der Beherrscher der Ströme und Sümpfe.

Ohne Bedenken kroch Zugvogel in diesem geheimen Gang der Dickhäuter vorwärts. Vorwärts, ja, das war seine Lösung; später erst dachte er an das Unerquickliche der leicht möglichen Situation, daß ihm hier eine ganze Familie der ungeschlachten Kerle begegnen und den Grund und Boden streitig machen könnte. Vorderhand schliefen die Eigentümer dieser Urwaldspromenade in irgendwelchem kühlen Versteck, und Zugvogel erreichte ungehindert das so heiß ersehnte Flußufer.

Die Rettung war halb gelungen. Er stillte seinen Durst, hielt eine süße Mittagsruhe und brach mit frohen Gedanken stromabwärts auf.

Seine Berechnung täuschte ihn nicht, schon nach einer Stunde fand er einen jener schmalen Negerpfade, die zu nahen Dörfern führen, und eilte, seine Ermattung vergessend, vorwärts.

Schon drang der Geruch einer rauchenden Feuerstätte anheimelnd aus dem dichten Walde ihm entgegen; der Pfad näherte sich wiederum dem Ufer; noch eine Biegung, und Zugvogel stand vor einer kleinen Lichtung, in welcher am steilen Uferhange sich eine einsame braune Negerhütte erhob.

Sie war nicht unbewohnt, davon zeugte der Rauch der aus der Thür über das Dach sich emporschlingelte, davon zeugte auch der heifere monotone Gesang, der aus ihrem Innern hervorquoll und so wohlthuend Zugvogels Herz berührte.

Menschliche Laute nach so langem Alleinsein! Welche Freude und Wonne!

## IX. In der Hexenhütte.

Die freudvolle Stimmung, mit der sich Zugvogel der braunen Hütte genähert, wich bald vor andern weniger freundlichen Eindrücken, die auf ihn losstürmten, als er die Schwelle dieser Einsiedelei betrat.

Über dem Feuer brodelte ein Kessel, einen seltsamen Apothekengeruch verbreitend; auf einer Bank saß hockend ein altes Negerweib, allerlei Kräuter sortierend. Die geringfügige, kaum nennenswerte Bekleidung ihres Körpers, die bunten Tätowierungen ihrer Haut verrichteten Zugvogel sofort, daß er ein Fetischweib vor sich habe.

Und einer Hexe gleich sah sie wahrlich aus, als sie, Zugvogel erblickend, mit wütenden Geberden aufsprang und mit einer Flut unverständlicher Ausdrücke sein plötzliches Eindringen in rohester Weise zurechtzuweisen schien. Freilich erstarben ihr die Worte auf den Lippen, da sie, genauer zusehend, gewahrte, daß ein Weißer vor ihr stand. Sie taumelte zurück in den Hintergrund ihrer Hexenküche und bedurfte langer Zeit zur Sammlung.

Die Verständigung ging nur langsam vor sich, denn Zugvogel waren nur einige Worte der Bathwirisprache geläufig; aber mit Zuhilfenahme mimischer Zeichen erfuhr er endlich, daß er zwei Tagemärsche von Mbinga entfernt sei, und daß die Hexe ihm morgen das Geleit oder einen Führer bis zum nächsten Dorfe geben werde.

Bis dahin mußte er ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, die ihm mürrisch gewährt wurde. Er dachte freilich, man würde ihn, den armen Verirrten, umsonst bewirten, denn er führte nichts von Wert bei sich, und von seinem Buschmesser und seiner Flinte durfte er sich nicht trennen, solange er allein unter unbekanntem Negern weilte.

Er kam sich so arm vor wie ein Bettler, der nur ein Hemd auf dem Leibe sein eigen nennen dürfe; denn seine leichten Stiefeln lagen längst irgendwo im Urwalde und die Strümpfe hingen in Fegen an den zerschundenen Füßen; Hose und Rock waren gleichfalls in einem Zustande, der für einen Lumpensack am besten passen würde. Nur das seidene Hemd, eins von dem Duzend, welches die vorsorgliche Mutter ihm mitgegeben, war noch in erträglicher Verfassung.

Darum machte er der alten Hege ein so freundliches, lebenswürdiges Gesicht, als sie ihm Palmölsuppe und einen Wasserkrug vorsetzte. Der Arglose! Er ahnte nicht, wie genau er taxiert wurde, und wie sehr er später lachen sollte, wenn jemand, um die größte Armut zu schildern, den Ausdruck brauchte: „Nur ein Hemd auf dem Leibe!“

Er ließ es sich wohlschmecken und ruhte behaglich auf der Bank, auf die mißtrauischen Blicke der Alten nicht achtend.

Die Sonne verschwand schon hinter dem Urwald des gegenüberliegenden Ufers, als in der Dämmerung ein kleines schwarzes Mädchen die Hütte betrat. Sie mochte kaum neun Jahre zählen, war edler geformt als die Dualla- und Bathwirikinder, schien auch einem andern Stamme zu gehören, und in ihrem Gesicht glaubte Zugvogel Van Cunhs Züge zu erkennen.

Sie war erstaunt, aber nicht erschrocken, als sie Zugvogel erblickte, und indem sie langsam zu der Alten hinschritt, sagte sie ihm auf englisch: „Guten Abend!“

Nun war an Zugvogel die Reihe, dem Staunen anheimzufallen. Rasch erwiderte er den Gruß, und wie die Helden in der Odyssee bestürmte er sie mit den Fragen:

„Wer bist du? Wo stammst du her? Woher kommst du, mein Kind?“



Die Alte rollte unheimlich die Augen, knurrte und brumnte, aber Zugvogel ließ von seinen Fragen nicht ab, bis er sich überzeugte, daß die kleine Negerin nur ein paar englische Worte irgendwo erhascht hatte. Von einer Unterhaltung war keine Rede. Er war auch müde, sehnte sich nach Ruhe und bezog seine Lagerstatt, welche ihm die Alte in einer Ecke der Hütte anwies.

Was er in dieser Nacht träumte, war nicht besonders schön. Er war wieder der kleine blonde Knabe, der so gern Märchen las. Und dann ging er in den heimischen Fichtenwald im kalten Winter, wo alle Bäume in dem weißen Frostschnuck glitzerten und der Schnee so tief lag, daß der Knabe seine kleinen Beinchen kaum vorwärts bewegen konnte. Er hatte sich verirrt; das fühlte er wohl, und nun stand er zähneklappernd vor dem Pfefferkuchenhäuschen der bösen Hexe. Wie dann die Bilder wieder einander jagten; bis er mit großer Angst ein ihm unverständliches Gespräch hinter einer Thür belauschte. Und endlich, o großer Gott, die bekannte Pfanne, in der er lebendig gebraten werden sollte.

Zugvogel wachte auf; er war wie gelähmt an allen Gliedern, dicker Schweiß perlte ihm von der Stirn, er fühlte sich in Decken gehüllt, obwohl er wußte, daß er beim Schlafengehen keine Decke befaß. An sein Ohr drang ein Geflüster von zwei Stimmen. Seine Traumwelt verblaßte und eine neue, die Welt des Halbträumens, halb wahr, halb trügerisch, ging ihm auf.

Er lag thatsächlich in der Hütte einer Hexe. Sie war noch gestern Abend allein, mit einem Kinde nur! Jetzt hörte er eine männliche gedämpfte Stimme; leise, schleichende Tritte naheten seinem Lager. Die Büchse! Wo war sie? Fort! Gestohlen! Jetzt beugte sich eine dunkle Gestalt über seinen Kopf; zwei Augen leuchteten ihm gräßlich entgegen. Mit Anstrengung aller Kräfte sprang er auf und schrie aus heiserer Kehle:

„Hilfe, Mörder!“

Doch da hörte er die wohlbekannte Stimme: „Zugvogel! Zugvogel!“ und er sank in Jan Cunys Arme.

Das war eine Begrüßung, ein Hin- und Herfragen, ein Antworten und Kopfschütteln und Lachen dazwischen.

„Ich glaube dir, mein Herr und Freund“, sagte Jan Cuny beim Frühstück, das aus gekochtem Reis und einem Schluck Rum bestand, „daß du meine Andeutungen nicht gut verstehen und begreifen kannst. Komm also, laß uns setzen im Schatten der Hauswand; ich will dir Aufklärung geben und dich durch die Erzählung meiner Abenteuer um Verzeihung für meine scheinbare Untreue bitten.“

Und als sie vor der Hütte ruhten und aus Jan Cunys Vorräten den Tabak aus kurzen Pfeifen rauchten, begann der Hausfaner also:

„Verirrt? Wer daran nicht glaubte, daß ich mich verirren könnte, der hatte wahrlich recht! Oder der Falke müßte seinen Porst verfehlen, der Büffel seine Wechsel vergessen und der Fisch seine Laichplätze nimmer finden können. Wer Afrika durchwandert hat, vom Venuë quer durch die Wüste bis an das Gestade des Mitteländischen Meeres, von dort reiste bis an die Ufer des heiligen Nil und mit Sklavenkarawanen zurückwanderte in seine Heimat durch das bunte Völkergemisch des Sudan, wer endlose Wüsten und menschenleere Urwälder niemals gesehen hat, der kann unmöglich sich in diesem sogenannten Urwald verirren, wo alle paar Stunden ein Dorf, oder wie man hier sagt eine Stadt zu finden ist. Du blickst mich verwundert an, junger Freund. Nun ja! Nach dem, was du mir so begeistert von euern weißen Reisenden erzählt hast, muß ich in deinen Augen als ein gewaltiger Afrikakenner erscheinen. Und wenn ich nicht Schwingen an meinen Füßen gehabt hätte, glaubst du, daß mir dann die Hausfaner den Namen Sohn des Windes gegeben hätten? Ja, in der Wüste war ich anfangs zu Hause, und dort lernte ich einen Mann deines Volkes kennen; seinen Namen habe ich vergessen, nur so viel weiß ich, daß man mir erzählte, ebenso heiße in seinem Vaterlande der beste Sänger unter den Vögeln.“

„Nachtigal!“ murmelte leise Zugvogel.

„Und diejenige, die mir das sagte, ist längst tot, die Speere ihrer wilden Begleiter durchbohrten ihre Brust; ich glaube, das Sterben war ihr leicht, denn sie schien an gebrochenem Herzen zu leiden. Auch von ihr mußt du gehört haben.“

„Alexandrine Tinne\* hieß sie“, rief Zugvogel. „Und du hast beide, ihn und sie, gesehen.“

„Gesehen und gesprochen, und ihnen Rat erteilt auf manchem schwierigen Wege. Und niemals habe ich sie vergessen, denn ich glaube, es waren die edelsten Weißen, die je Afrika durchzogen. Doch warum ich dir das erzähle? Damit du meinen Worten Glauben schenkst, wenn ich jetzt von fernen Ländern und vergangenen Zeiten reden werde.“

„Mein Vater war Händler, Karawanenführer. In Zola am Venuë war sein Wohnsitz; dort war sein Reichthum aufgestapelt, aber sein Handel reichte weit in die Wüste, tief in die Wälder hinein und folgte dem großen Strome bis an die endlosen Fluten des Meeres. Mein Vater war nicht allein Händler, er war auch echter Moslim, der alles für seinen Glauben opfern würde, und damals war er einer der ersten Gläubigen im Lande. Du mußt nämlich nicht denken“, fuhr der Sohn des Windes mit funkelnden Augen fort, „daß der Halbmond im Abnehmen begriffen ist, er wächst, und das Herz Afrikas ist ihm anheimgefallen. Tausendmal sagte mir dies mein Vater und tausendmal glaubte ich daran, wie ich es noch heute thue.“

„Glaubenssachen und nicht Handelsgeschäfte waren es auch, die mich zu den weiten Reisen veranlaßten. Nach Tunis und Tripolis zu den Häuptern der Derwische, nach Ägypten und dem goldenen Horn wanderte ich, und auch am Grabe des Propheten verrichtete ich mein Gebet.“

„Doch ja, warum ich dir auch das erzähle? Damit du nicht denkst, ich sei ein gewöhnlicher Miethling, ein Hauptmann gemeiner Krujungen; nicht mehr wert als ein Pfund Sterling die Woche!“

„Höre, was ich dir jetzt sage! Es naht in wenigen Jahren die Stunde, wo die große Prophezeiung der Propheten in Erfüllung gehen muß, wo ein «Nachdi», d. h. «der von Gott auf den rechten Weg Geleitete» erstehen und die Nacht des Islams wiederherstellen wird. Und nicht in Asien, nicht in Europa steht

---

\* Berühmte Afrikareisende, wurde im Jahre 1869 von ihrer Eskorte ermordet.

seine Wiege. Von Afrika aus wird seine Stimme ertönen, und er wird den Sudan befreien und die Macht der auch dir verhassten Engländer brechen.

„Jetzt kennst du, Zugvogel, den Sohn des Windes. Und was führte ihn hier in deine Dienste, nach Kamerun? Nicht die heilige Sache des Glaubens; denn «Allah» verzeihe es, der Mann steht ohne den Turban vor dir.

„Eine traurige Geschichte ist es.

„Seitdem die Dampfer der Weißen die Ströme des Niger und des Benuë hinaufgefahren waren und von dem Reichthum der Uferländer die erste Kunde nach Europa brachten, wuchs unser Handel so gewaltig an, daß ich oft bis zu den Mündungen des Stromes reisen mußte. Dort in Lagos lernte ich einen Schwarzen kennen, der früher wohl Sklave in Amerika war und nun an der Westküste von Afrika Handel trieb.

„Der Schwarze Tom hieß er, und ich schloß mich ihm bald an, da er vor keinem Unternehmen zurückscheute, jede Gefahr gering achtete und vor allem ein schlauer Kaufmann war.

„Der Schwarze Tom ward so mein Freund, dem ich alles vertraute und der auch mein Haus hüten sollte, als ich wieder einmal nach dem fernen Osten eine weite Reise unternahm.

„Und er hütete es treu, der neubekehrte Muselman! Mit Fieberhaft trieb er, wie man mir erzählte, überall Handel, zog hin und her mit großen Karawanen, häufte Reichthum auf Reichthum, denn mindestens drei Jahre mußte ich fortbleiben, um für Edelres als für Elfenbein zu sorgen! Wir schliffen Schwerter, und er sammelte Schätze.

„Zwei Töchter ließ ich zu Hause zurück unter des Getreuen Obhut, Kinder von vier und fünf Jahren. Ihre Mutter war gestorben, und ich hatte jetzt keine Zeit, Hochzeiten zu feiern.

„Und er war ihnen ein liebevoller Vormund, daß es Freude war zuzuschauen, wie er sie liebte! Unbegreifbar schwebt mir noch immer sein Thun vor Augen. Man muß die Verstellungskunst des Menschen an sich selbst erprobt haben, um zu erfahren, wie weit sie gehen kann.

„Von Feinden überrascht, stellen sich die Tiere tot, Liebe und

Freundschaft vermag nur der Mensch zu heucheln; denn wie er die Krone der Schöpfung im Guten bildet, so ist er auch im Bösen der größten Niedertracht fähig.

„Wie hob der Schwarze Tom die Kinder auf den Arm, wie streichelte er ihnen die Wangen, da sie von mir Abschied nahmen! Sein Mund quoll über von süßen Worten, von Versicherungen der Freundschaft und Beteuerungen der Treue.

„Und so zog ich hinaus in die weite Welt, und wenn ich unter dem kalten Nachthimmel der Wüste nach heißen Tagen ausruhte und meine Gedanken dann auf Adlerschwingen der Sehnsucht an die grünenden Ufer des Venuë flogen, so gaukelte das Vertrauen liebevolle Bilder dem Vaterherzen vor. Alles gedieh glücklich, mußte gedeihen unter den Augen des einzigen, des vortrefflichen Freundes. Oft habe ich darüber nachgedacht, warum der Mensch, der so scharf in die Vergangenheit blicken kann, der nimmer die schmerzenden Wunden vergißt, von denen einmal sein Herz geblutet, warum der Mensch nicht schauen darf vor sich hin, in die Zukunft seines Lebens. Unmöglich wäre dies ja nicht, denn seinen Auserwählten, den Propheten, hat ja der Allmächtige diese Gabe verliehen, daß sie glorreiche Siege verkünden und von künftigen Schlägen des Unheils predigen können. Jetzt weiß ich es, der Allmächtige hätte es thun können, aber der Allbarmherzige wollte es nicht. Denn wenn jeder sein Schicksal voraussehen dürfte, wer würde noch Lust und Freude am Leben finden? Die Schale der Leiden und Prüfungen wiegt schwerer in unserm Leben als die leichte Schale der Freuden, und nur die Hoffnung, die unvertilgbar in unserm Herzen keimt, hält uns aufrecht, fesselt uns an das Leben. Und wahrlich, es liegt ein wunderbarer Zauber darin; diese Hoffnung ist ja die Quelle unsers Glücks, die Schöpferin reinsten Freuden, und tausendmal unglücklich ist derjenige, den sie nicht hochhält, der wankelmütig an sich selbst und der Welt zweifelt!

„Und nahe der Verzweiflung war ich, als ich, den Staub von tausend Meilen von meinen Füßen abschüttelnd, die alte Vaterstadt erblickte und frohlockend in mein Haus eilte.

„Boten waren mir vorausgesandt, und ein festlicher Empfang wartete sicher meiner. Meine Kinder und mein Freund!

„Ich habe gehört, daß vom klaren Himmel der tötende Blitz alles zerschmetternd niederzucken kann. Und damals traf mich ein solcher Donnerkeil.

„Ein Fremder trat mir an meiner eigenen Schwelle entgegen und fragte barsch, was ich von ihm wünschte, ich — auf meinem eigenen Grund und Boden, unter dem Dache, wo mein und meiner Kinder Leben begann!

„War denn der Sohn des Windes vergessen in seiner Heimat?

„«Diener, erkennst du deinen Herrn nicht?»

„«Bist du von Sinnen, Fremder?»

„So lautete Frage und Gegenfrage, bis ich die Wahrheit erfuhr. Traurig und bitter war sie mir, fürwahr!

„Zwei Jahre führte der Schwarze Tom die Handelsgeschäfte mit großem Geschick und vom Glück begünstigt. Dann gab er plötzlich vor, er habe Nachrichten von mir erhalten, er solle alles flüssig machen und mit Hab und Gut, mit Kindern und Sklaven nach den Nigermündungen aufbrechen, wo ich mich dauernd niederzulassen gedächte.

„Er that dies zu einer Zeit, wo ich, wie er wohl wußte, in Chartum am Nil weilte und vor Jahr und Tag nicht heimkehren konnte.

„Es soll eine stolze Karawane gewesen sein, mit der er Zola verließ. Mehr als hundert Träger und viele Lasttiere bildeten den Zug. Und flüssig war alles gemacht, was ich besaß, alles in Elfenbein umgetauscht.

„Ich ward plötzlich arm. Ein Bettler, der kein Obdach hatte und um Gastfreundschaft betteln mußte.

„Ein Schatz blieb mir nur erhalten, den ich mit mir trug. Von den Beduinen der Wüste habe ich die List gelernt, daß man wertvolle Edelsteine, in einer winzigen Silberbüchse verwahrt, in eine frische Wunde vernähen und so unbemerktbar einen Reichtum mit sich führen könne.

„Siehst du die Narbe an meinem linken Arm? Sie birgt einen Schatz, für den ich ein Haus und etliche Sklaven hätte kaufen können. Aber was nützte mir ein neues Haus und ein neuer Wohlstand? Diejenigen, für die er bestimmt war, meine

Kinder, waren verschwunden und dadurch nicht nur mein Herz mit tiefem Schmerz erfüllt, sondern auch meine Pläne, die mir eine stolze Zukunft in rosigem Lichte erscheinen ließen, völlig durchkreuzt.

„Mit einem der tapfersten Fürsten im Sudan hatte ich die Verabredung getroffen, daß ich ihm die ältere Tochter als Braut für seinen Sohn zuführen und in seinem Lande mich niederlassen würde, um gemeinschaftlich für unsere Sache zu wirken.

„Ein Betrüger brachte mich um alle diese Hoffnungen, und ich beschloß, ihm nachzueilen und Rache zu üben.

„Anfangs dachte ich nur an Rache. Mit der Zeit aber wichen alle diese Gedanken vor der Unruhe, mit der mich das Schicksal meiner Kinder erfüllte. Sie allein beherrschte jetzt mein Trachten und Sinnen, denn es war mir klar, daß der Nichtswürdige meine Kinder nicht aus Liebe und Zuneigung fortgeführt hatte. Sie waren für ihn nur eine Last, der er sich sobald wie möglich zu entledigen suchen würde. Auf welche Weise? Auch das war mir völlig klar: Sklaverei war das Los, welches ihnen bevorstand.

„Da bäumte sich wild in mir der Stolz auf, den ich erst gelernt hatte, als ich im hohen Sattel auf stinken, feurigen arabischen Rossen von Dase zu Dase durch die Wüste eilte und an späten Abenden und tief in die Nacht hinein Erzählungen von tapferen Helden lauschte. Damals traf mich wie ein belebender Hauch das unbestimmte Gefühl einer Freiheit ohne Grenzen und befiel mich ein Sehnen und Verlangen nach Macht und Herrschaft. Schwert und Gold, das waren die Sprossen der Leiter, die ich hinaufklimmen wollte. Das Schwert war mir geliebt; der Reichtum war verschwunden, und an seine Stelle trat etwas, was ich in meinem Leben bis jetzt nicht gekannt hatte.

„Es war die Schande in ihrer vollen abscheulichen Nacktheit! Ich griff hoch hinaus; Tausenden sollte ich befehlen; tausend Speere und tausend Schwerter sollten meinem Winke gehorchen. Und nun? Irgendwo in der Welt trugen meine Kinder Sklavenfesseln; ein grausamer Gebieter schwang über ihren Rücken die Peitsche, und was da rot die Erde färbte, das war dein eigenes Blut, du angesehener Händler von Zola, du stolzer Sohn des Windes, der für den Koran streiten und siegen wollte!

„Diese Schmach durfte ich nicht dulden, ich mußte meine Kinder befreien.

„Bald darauf fuhr ich auf einem flinken Kanu, von drei Sklaven, die mich nach dem Osten auf meiner Reise begleitet hatten, im angestrengten Rudern unterstützt, denn es galt jetzt vorwärts zu kommen, baldigst die Nigermündung zu erreichen, um noch auf frischer Fährte jagen zu können. Und wie ruderten die Leute! Einen Lohn habe ich ihnen in Aussicht gestellt, der aller Mühe wert war; sobald wir die endlosen Fluten des Meeres erblickt, durften sie mich verlassen und sollten frei sein!

„Flußab ging die tolle Fahrt; durch zischende Stromschnellen, an Sandbänken und Untiefen vorüber, über brandende Klippen. Brausende Gewitter hemmten nicht unsern Lauf, und bei der sengendsten Hitze breiteten vergeblich die Palmen ihre Kronen aus, vergeblich winkten uns einladend schattige Uferplätze. Wenn zwei von uns schliefen, ließen die beiden andern das Boot auf den Fluten des Stromes treiben.

„Und endlich erreichte ich die Mündung, trat in die Faktoreien der Händler und fand, was ich suchte, die Spur des Wildes.

„In Lagos hatte er die Sklaven, die er unterwegs nicht verkaufen konnte, freigelassen, den größten Teil des Elfenbeins verkauft und sich mit dem Rest der Habe und mit meinen Kindern nach Freetown eingeschifft.

„So lauteten die Nachrichten vom Schwarzen Tom.

„Schon der nächste Dampfer, der Lagos anfuhr, brachte mich nach der Stadt, in welcher ich dir begegnet war. Kurz vor deiner Ankunft, Zugvogel, erfuhr ich, daß Tom einen Kutter gekauft und als Schiffsherr nach dem Westen, wahrscheinlich nach Kamerun gesegelt war.

„Ich überlegte damals gerade, wie ich dem Feinde folgen könnte, denn meine Mittel waren erschöpft und für meine Edelsteine würde ich schwerlich in Freetown Käufer gefunden haben. Da tratest du mir entgegen und klagtest deine Not, daß du keine zuverlässigen Leute nach Kamerun werben könntest.

„Verstehst du jetzt, warum ich dir so willig folgte?“



„Und ich bedauere es nicht“, fügte der Sohn des Windes nach einer Pause hinzu, „denn ein guter Stern leuchtete mir voran. Wiederum fand ich die Spur des Schwarzen Tom, fand seine Helfershelfer, die mich für seinen Dienst warben. Und ich, sein Erzfeind, wurde zum Mitwissenden aller seiner Pläne.

„Den Kutter hat er in eine Hülk umgewandelt und dann verkauft, und er selbst, der vor den Weißen an der Küste sich als Elfenbeinhändler ausgibt, ist tief im Lande einer der verwegendsten Sklavenjäger.

„In den nächsten Tagen wird er in Mbinga erwartet; er soll eine große Karawane mit sich führen, und wenn er hier seine Menschenware losgeworden, will er wieder in das Innere ziehen. Seine Jägerschar ist stark gelichtet, und darum ließ er hier durch seine Vertrauten frische Kräfte werben. Unter ihnen befindet sich auch dein Freund, «der schwarze Vogelstötter».

„Ja, ich habe mich werben lassen und habe dir Treue gebrochen, um meine Kinder zu retten!“

„Tausendmal vergebe ich es dir unter diesen Umständen“, rief Zugvogel, „doch sage mir, wenn ich nicht irre, ist dir die Rettung der Deinigen gelungen, denn ich sah hier ein Mädchen . . .“

„Dein Jägerauge hat dich nicht getäuscht“, erwiderte Jan Cuny. „Es ist die ältere der Töchter. Ich fand sie als Sklavin in Bonjoko und entfloh mit ihr vor zwei Nächten. In dieser Hütte fand ich den ersten Schlupfwinkel vor der Verfolgung der Bonjokoleute, welche sich in die Wohnung einer Heze nicht hineinwagen. Gestern Abend spürte ich einen sicherern Versteck aus: den See, von dem du mir erzähltest. Zwischen den Felsen in seiner Mitte liegt eine Höhle, dort will ich mein Kind verbergen, bis es mir gelungen ist, die jüngere Tochter zu befreien. Dort stört sie kein Neger, denn der Zauber wacht über dem stillen Wasser.“

„Ist die Jüngere denn auch hier in der Nähe?“ fragte Zugvogel.

„Ich glaube es“, sagte Jan Cuny, „obwohl ich sie noch nicht gesehen habe.“

„Nun“, sagte Zugvogel, „bring doch das Kind lieber in unsere Jagdhütte . . .“

„Was du sagst!“ rief lachend Jan Cuntj, „dein weißer Begleiter würde sich für dieses Angebinde bedanken, denn es würde ihm die ganze Bevölkerung auf den Hals hegen und es gäbe dann offenen Krieg; alle Pfade des Urwaldes würde man bewachen und mein Plan, auch das zweite Kind zu retten, zu Schanden werden. Nein, geh du zurück zur Jagdhütte; ich zeige dir einen kürzern Weg als den über Mbinga. Und über unser Versteck brauchst du dir keine Sorge zu machen. Verzauberte Stellen des Urwaldes sind gefeit gegen die Spürnasen aller Verfolger. Wer sie absichtlich betritt und mit Absicht in ihnen verweilt, den erwürgt der böse Geist, so glauben hier die Leute. Nun, uns schützt Allah, der Allmächtige.“

Erstaunt dachte noch Zugvogel über die wunderbaren Geständnisse des räthelhaften Mannes nach, der in seinem Herzen sich für immer einen sichern Platz erobert, als Jan Cuntj schon zum Aufbruch rüstete.

Der Abschied von der gastfreundlichen Hexe sollte indessen nicht so glatt vor sich gehen. Mit guten Worten und einem kräftigen Händedruck gab sich die Alte keineswegs zufrieden. Mit immer deutlicheren und immer verständlicheren Zeichen wies sie hin auf das einzige Kleidungsstück des jungen Jägers, welches diesen Namen noch verdiente, auf das seidene Hemd. Dieses sollte ihr als Ehrensold für das Nachtlager und die Palmölsuppe überliefert werden.

Jan Cuntj war über diese unverschämte Forderung äußerst aufgebracht und geriet schon mit dem Fetischweibe in heftigen Wortwechsel, als Zugvogel mit einem Blick auf die kleine Tochter seines Freundes, die vorläufig des Schutzes der schwarzen Dame noch bedurfte, sich rasch des streitigen Hemdes entledigte und es der freudig schmunzelnden Alten übergab. Noch vor Sonnenuntergang sollte er nach Jan Cuntjs Aussagen die Jagdhütte erreichen und so brauchte er nur noch einige Stunden auf das unentbehrlichste Kleidungsstück zu verzichten. Unvergeßlich ist aber für ihn immer dieser Tag geblieben, der einzige in seinem Leben, in welchem er kein Hemd auf dem Leibe besaß.

Auf dem Marsche erwies sich jetzt Jan Cuntj wiederum als

vortrefflicher Führer. Bald dem Laufe kleiner Bäche, bald den Spuren des Wildes folgend, bald Wasserläufe überschreitend, bald durch unentwirrbares Gebüsch mit dem langen Messer den Weg bahrend, führte er seinen Freund vorwärts, bis ihm die Ortschaft immer bekannter wurde und er endlich auf einem schmalen Fußpfade stand, auf dem in einem Stündchen die Jagdhütte zu erreichen war.

Hier trennten sich die Wanderer nach einem langen Händedruck, und während Zugvogel feuchten Auges in das ernste Antlitz des Negers schaute und vom Wiedersehen sprach, sagte dieser:

„Wenn ihr wirklich das Gebirge erreicht, so werdet ihr von mir hören!“

Dann wandte er sich rasch um, über seine breite Schulter die treue „Vogeltöterin“ werfend. Bald schlossen sich hinter ihm die grünen Zweige des Unterholzes, und Zugvogel blieb allein im Urwalde, mit schwerem Herzen seines tapfern Gefährten gedenkend, der allein mit hundert Feinden den ungleichen Kampf wagte, welcher die Gefahr lief, wie ein edles Wild zu Tode geheizt in den Argen seiner Feinde zu erliegen.

## X. Auf, ins Gebirge!

Brauchen wir erst zu erzählen, wie groß Dr. Reinholds Freude war, als Zugvogel unerwartet vor die Thür der Hütte trat, in welcher sein väterlicher Freund nach den Strapazen einer neuen vergeblichen Suche ausruhte? Wie mundete dem Erschöpften der treffliche Wein, wie schmeckte dem Verhungerten das stärkende Reisgericht, wie glücklich fühlte er sich, da er, auf Decken ausgestreckt, seine wunderbaren Erlebnisse in großen Zügen dem staunend Zuhörenden berichten konnte! Und wie schnell jenkte sich der Schlaf über die müden Augen, der stärkende Schlaf, so süß und ruhig wie in goldenen Kinderjahren unter dem sichern Dache des väterlichen Hauses!

Am nächsten Morgen fand zwischen den beiden Jägern eine lange Unterredung statt. Zugvogel entrollte vor Reinhold einen ausführlichen Plan, wie Van Cuny zu helfen wäre. Man müßte den Weg zu der Hexenhütte und dem geheimnißvollen See aufsuchen und dem so schwer geprüften Manne Hilfe anbieten. Er würde sie gewiß gern annehmen; denn er sei ja im Urwalde wahrscheinlich nur aus Furcht vor Reinhold und Wagner, die auf so strenge Zucht hielten, zurückgeblieben.

Aber Schritt für Schritt widerlegte Reinhold alle Kombinationen seines jugendlichen Fremdes. Der kluge Hauffaner wußte wohl, daß ihm die Macht der Weißen dort tief im Innern des Landes gar keinen Nutzen bringen könne. Wohl aber müßte das offene Auftreten Van Cunys den Verdacht der Feinde wachrufen, die sein Ziel, die Befreiung der jüngern Tochter, ihm unerreichbar machen würden.

„Die Neger“, fuhr Dr. Reinhold fort, „wissen ja nicht, warum Jan Cuntz so plötzlich verschwunden ist, wissen nicht, ob er ihnen die Sklavin entführt hat; sie werden jetzt Kundschafter aussenden, um ihn aufzuspüren. Da er aber ins Gebirge gegangen ist, so wird ihn hier niemand finden, und man wird glauben müssen, daß er verunglückt oder aus Furcht vor dem neuen Dienst geflohen ist.“

„So lange der Schwarze Tom nicht in Bonjoko angekommen sein wird, muß das Verschwinden Jan Cuntzs den weißen Negern ein Rätsel bleiben. Wird er erfaßt, so kann er noch immer irgendeinen Unglücksfall den Genossen seines Feindes vorlügen, und er wird Glauben bei ihnen finden, da man ihn ohne die vermißte Sklavin betreffen wird.“

„Denken Sie sich aber den Fall, daß Jan Cuntz plötzlich mit uns vereint nach dem Gebirge marschirt! Dem Dümmlsten würde er dann als Verräter erscheinen müssen. Und ich glaube, lebend würde er niemals die Küste wieder erreichen. Und uns, den Begleitern und Beschützern des Verräters, uns würde man jedes Vordringen mit allen Mitteln, selbst mit bewaffneter Hand verwehren. Wir müßten umkehren, ohne irgendetwas erreicht zu haben. Und wäre dies klug und richtig?“

„Lockt dich, mein junger Freund, nicht mehr der kahle Gipfel des Götterberges, auf dem der Donnerer thront und von dem der Blick in so weite Fernen schweifen kann? Willst du nicht mehr von der hohen Warte in das Herz des dunklen Weltteils schauen, hoch über den Wolken der Tropen einen prachtvollen Sternhimmel nicht mehr sehen, nicht mehr einer der Wenigen sein, die auf einem schwierigen Wege den höchsten Gipfel dieser Küste bestiegen haben? Oder fühlst du kein Verlangen mehr, einer der ersten Weißen zu sein, die den geheimnisvollen Schleier, mit welchem das Innere dieses Landes noch immer verhüllt ist, kühn gelüftet haben? Einer der ersten, welche die Gebirgsdörfer von Kamerun besucht?“

„Das sind unsere Ziele und Aufgaben, die uns heilig sein sollten. Und noch Eins muß ich betonen. Der Mann, für den wir uns so erwärmen, zählt zu unsern größten Feinden. Für ein jugendliches Gemüt mögen Erzählungen von Abenteuern, wie er

sie aufgetischt hat, eines gewissen Reizes nicht entbehren. Der reife Forscher und Kenner Afrikas muß das Vordringen des Islam im Sudan mit andern Augen betrachten.

„Der Sohn des Windes fühlt es als ein tiefes Unrecht, daß ihm seine Kinder geraubt wurden. Es ist ohne Zweifel ein schöner Zug seines Charakters, daß er alles daran setzt, um sie zu befreien. Aber handelt er und handeln seine Genossen besser, menschlicher Andern gegenüber? Überall wo der Islam herrscht, herrscht auch die Sklaverei, und zu den schlimmsten Sklavenjägern dieses Weltteils gehören die Araber, die Befenner des Propheten. Der Islam, der den Glaubenshaß predigt, ist überdies der geschworene Feind unserer christlichen Kultur, und wir müssen es nur wünschen, daß Westafrika von der Sultanwirtschaft frei bleibt, und der Neger hier wenigstens nach unsern Begriffen zur Moral und zur Arbeit erzogen wird.“

Durch diese Worte wurde die alte Begeisterung Zugvogels für edlere Aufgaben von neuem entfacht, und er sah ein, daß es nicht möglich war, die Geschichte der Expedition mit denen Jan Cunhs in Zusammenhang zu bringen.

Jan Cunhs? Wie befremdete ihn jetzt dieser Name! War das der echte Jan Cunh, von dem er geträumt hatte? Das, wofür Zugvogels Herz erglühete, lag ja diesem Neger völlig fern. Nur ein Zug war beiden gemeinsam, die Heldennatur; denn daß der Sohn des Windes etwas mehr war als ein gewöhnlicher Abenteuerer, das mußte auch Dr. Reinhold zugeben. Aber für diesen Helden paßte der Beduinename viel besser: er sollte von nun an der Sohn des Windes bleiben, auch für Zugvogel, der jetzt um eine Lebenserfahrung reicher war.

Das war wieder der alte wissensdurstige und lernbegierige Zugvogel, der mit Dr. Reinhold nach einigen Tagen den Marsch ins Gebirge lustig und freudig antrat. Von seinen freundschaftlichen Schrullen, wie er jetzt meinte, war er glücklich geheilt, ebenso glücklich, wie von dem ersten leichten Fieberanfall, den er sich auf seinen Irrwegen im Urwalde zugezogen hatte.

Dr. Reinhold war anfangs um seinen jungen Freund besorgt, jetzt aber lächelte er freundlich und sagte:

„Es wird wohl gehen. Die afrikanische Feuertaufe hätten wir glücklich bestanden!“

Schon nach einigen Stunden angestregten Marsches fanden die Wanderer, daß die Vegetation eine andere wurde und den Einfluß der Höhenregion verriet. Man begegnete noch Ölpalmen, die manchmal zu dichten Hainen vereint waren, aber sie trugen hier keine Früchte mehr und brachten nur einen Nutzen den Menschen: sie lieferten ihnen Paluwein, den „Trommel-Champagner“ des Herrn Wagner.

Das Bergsteigen erwies sich als äußerst ermüdend, denn es fehlte hier ein Zauber, der uns bei Bergtouren jede überstandene Mühe vergessen läßt und zu neuen Anstrengungen anfeuert: die prächtigen Fernsichten, welche Herz und Seele erweitern und das Gefühl einer unbeschränkten Freiheit in unserer Seele wachrufen; jene Fernsichten, bei denen wir weite Länder mit ihren grünenden Wäldern, blinkenden Strömen, bunten Dörfern und rauchenden Städten mit einem Blick erfassen, bei denen wir, den Wolken nahe, uns dem stolzen Adler gleichfühlen, der hier als König der Lüfte hauget.

Nichts von allem diesem bekannten Zauber bot bis jetzt die erste Kameruner Bergpartie Zugvogels. Ringsum stets dieselbe grüne Scenerie des Urwaldes, die ihre Coulissen so eng zusammenschob, daß man kaum die kleine nachfolgende Negerkarawane zu überblicken vermochte.

Manchmal öffnete sich dicht am Rande des Fußpfades ein Abgrund, eine Schlucht. Doch auch hier fehlte das gewaltige Bild steiler, zackiger, kantiger Felsen, fehlten die rauschenden Bäche und die donnernden Wasserfälle der europäischen Gebirgswelt. Tief unten in der Schlucht schweifte ruhelos das Auge über ein grünes Blättergewirr, aus dem auf gegenüberliegender Seite, jede Aussicht hemmend, eine grüne Wand emporstieg.

Es war, als ob die Gebirgswelt alle ihre Reize verhüllte, um dem Wanderer eine große Überraschung zu bereiten, als ob sie Auge und Herz durch die engsten Grenzen fesseln und beklammen wollte, um sie dann urplötzlich durch gewaltige Eindrücke zu betäuben.



**Der kleine Kammerberg.**  
nach der Originalaufnahme der Expedition von Mann-Sirren.



Und endlich ließ die Zauberin ihren Schleier fallen. Zugvogel stand neben Reinhold auf einem mit hohem Grase bewachsenen Plateau. Und vor ihm! Wie in herrlichen Wogen fiel das Gebirge allmählich nach der Ebene ab; grüne Berggrücken, bewaldete Gipfel reiheten sich terrassenförmig aneinander; ein frischer Teppich über die Stufen eines Riesentempels geworfen, den Titanen aufgeführt haben! Und dann die Ebene, klar wie eine Landkarte! Überall Wasseradern, blinkend und schimmernd, die sich im Mündungsgebiet des Kamerunflusses zu einem dichten Netzwerk unzähliger Kanäle vereinigen. In der Ferne, den Ausblick begrenzend, niedrige Höhen, die im dufstigen Schleier verschwanden. Dann rechts das Meer, das unendliche, welches ruhig dalag, als ob keine Wogen seinen Schoß durchwühlten, keine Brandung es an die Ufer peitschte. Und dort wahrlich! klar erkennbar, die Kamerunstädte, auf dem breiten Flußlauf kleine schwarze Punkte, die Hüls, unter welchen das Fernrohr leicht die alte „Anna-Marie“ auffand.

Und im Rücken stieg, nur von einem niedrigen grünen Sockel umgeben, der Götterberg empor, nicht kahl, denn trotz der glühenden Hitze trug er das schimmernde Schneekleid; erhaben in seiner stummen Einsamkeit, wahrhaft von göttlichem Odem durchweht.

Die weißen Bergsteiger waren in diesen Anblick so vertieft und von seiner Schönheit so eingenommen, daß sie es nicht bemerkten, wie die Gesichter ihrer schwarzen Führer deutliche Unruhe verrieten.

Erst als man weiter vorrücken wollte, wurden sie auf diese Wandlung aufmerksam, denn die eingeborenen Führer erklärten, daß sie heute nicht weiter marschieren dürften. Der auf dem Berge thronende Gott habe weiße Kleider angelegt, und das bedeute Unglück. Ob ein angesehenener Mann sterben, der Krieg ausbrechen werde, oder den Bergsteigern Unheil drohe, das könne man nicht wissen. Jedenfalls rieten sie zur Umkehr; sie selbst würden ganz bestimmt nicht weiter gehen.

Alles Zureden half nichts, und so beschloß Dr. Reinhold auf dem Hochplateau zu übernachten, indem er hoffte, daß am nächsten

Morgen die Furcht aus den schwarzen Seelen vor einem mutigeren Entschluß weichen würde.

Das Gras wurde niedergemäht und ein freier Platz für das Lager der Karawane geschaffen. Bald loderte das Feuer und die Neger ruhten und rauchten, während Reinhold und Zugvogel mit dem Ordnen und Trocknen der unterwegs gesammelten Pflanzen in ihrem Zelt beschäftigt waren.

Die Sonne war gerade untergegangen, als einer der Führer vor Reinhold trat und ihm lächelnd mitteilte, er werde ihm jetzt ein interessantes Schauspiel bereiten. Und der Mann eilte rasch zur Feuerstätte, holte einen brennenden Holzstiel und warf ihn in das dicke trockene Gras in der Nähe des Lagers. Er nährte den entstehenden Brand durch trockenes Reisig, bis ein stärkerer Windstoß eine Feuergarbe in die Höhe blies, der sich bald andere zugesellten, daß prasselnd und knatternd das Feuer über das Plateau dahinslog, an den Abhängen thalwärts herabstürzte oder auch bergauf mit gewaltigen Rauchwolken hinaufkletterte.

„Eine effektvolle Illumination“, sagten sich die Weißen, denen es wohlbekannt war, daß die Neger trockenes Gras überall anzuzünden pflegen. „Das wäre der richtige Abschluß für das Pensum des heutigen Tages. Wir können uns «Gute Nacht!» sagen.“

Und sie legten sich zur Ruhe, arg- und sorglos, denn sie fürchteten nicht den Berggott, der das Land mit Unheil heimsuchen wollte. Und doch drohte ihnen eine Gefahr, vor deren Größe sie später zursückschaudern mußten.

Man sagt, der Mensch ahne das Unglück, und es schien auch den beiden Reisenden ähnlich zu gehen. Als der Mond aufgegangen war, konnten sie nicht schlafen.

Reinhold sah auf die Uhr; es war erst die neunte Stunde. Er arbeitete sich langsam aus seinen Decken heraus und trat vor das Zelt, von Zugvogel begleitet.

Zu ihren Füßen breitete sich ein Nebelmeer, unendlich, mit phantastischen Wogen, Rämmen und Schweifen, magisch von dem Monde beleuchtet, der groß darüber schwebte.

Über ihrem Haupte stieg der Götterberg empor, in unsicheren

Linien sich vom Firmament abhebend. Nicht wie ein stolzer Wächter des Landes sah er jetzt aus, wie ein Gespenst stand er da, grau und bläulich im Mondlicht schimmernd.

Die Neger schliefen, fest in ihre Decken eingewickelt, denn es war kühl und frisch hier oben. Kein Laut ließ sich vernehmen, und ein hanges Gefühl erfaßte die beiden wachen Zuschauer.

Reinhold war selbstverständlich der erste, welcher seine Phantasie zügelte und mit den Augen des Naturforschers das nächtliche Landschaftsbild prüfte. Er sprach von Nebel- und Wolkenbildung; von Nebenmonden und Nebensonnen, fand aber dabei in seinem Begleiter nur einen zerstreuten Zuhörer, der ihn mit sonderbaren Vergleichen und Bemerkungen unterbrach.

„Dort unten tanzt der Erbkönig“, sagte Zugvogel einmal, wenn ein Windstoß die Nebel zerteilte. Dann wieder redete er von Rübezahl und Schneelawinen, auf den Götterberg deutend.

„Es wird doch besser sein, wir unterhalten uns von vernünftigeren Dingen“, unterbrach ihn ärgerlich Reinhold. „Schauen Sie dort hinauf, wo der Gipfel des Kamerunberges, kein Götterberg, sondern einfach der große Kamerun sich im Sternhimmel verliert, dort müssen wir übernachten — nur wir beide allein, fern von allen Menschen, denn kein Neger folgt uns dorthin. Und wenn wir dort an Erbkönig, Rübezahl und ähnliche Märchen denken, so werden wir einen recht dummen, unwahren Bericht über die Welt da droben heimbringen, und die Leute werden uns schließlich auslachen, daß wir eine weite Reise unternommen haben, um Geister zu suchen, die in Hülle und Fülle hinter dem Ofen jeder Spinn- und Kinderstube zu finden sind.“

„Lassen wir also vorläufig den Erbkönig Erbkönig sein und hören Sie lieber darauf, was ich Ihnen erzählen werde von der Besteigung des großen Kamerunberges.“

„Westlich von der Mündung des Kamerunflusses, dort wo der Bimbia als äußerster Arm des vielverzweigten Delta seine Fluten dem Ocean zuwälzt, springt das Kap Bimbia in das Meer. Es ist ein schönes Stückchen Land, das sich hier dem Auge darbietet. Die grünbewaldeten Bimbiaberge steigen roman-

tisch aus der blauen Flut empor; vor ihnen liegt die anmutige Nicolinsfel und ihr gegenüber lugen aus dem dichten Laubwerk des Urwaldes die braunen Dächer der «Bimbiastädte» hervor: drei Hüttengruppen sind es, die hier etwa tausend Negern Schutz gewähren und die stolzen Namen Defullus-, Money- und König-Wilhelmstadt tragen.

„Hier blüht vor allem die Fischerei, und die Bimbialeute besitzen eine stattliche Flotte von großen Fischerkanus, die unter Trommelflang zu gemeinsamem Fang hinauszurudern pflegt. Ein prachtvoller Anblick ist es, wenn in tiefer Nacht bei herrlichem Meerleuchten der Fischzug beginnt. Wenn dann die dunklen Konturen der Fahrzeuge auf den funkenprühenden Wogen schaukeln, glaubt man sich in eine glänzende Feerie einer romantischen Oper versetzt. Der Fisch bildet auch hier einen nicht unwichtigen Handelsartikel und wird in getrocknetem Zustande weithin landeinwärts verkauft.

„Umschiffet man Kap Bimbia, so gelangt man, nachdem der Eingang zur Kriegsschiffbucht passiert ist, in die landschaftlich noch herrlichere Aumbasbai, an deren Ufer sich die englische Kolonie Victoria erhebt. Sie bildet den Ausgangspunkt für die Besteigung des großen Kamerunberges.

„Die ersten Menschen, welche auf diese etwa 13 000 Fuß (3960 m) hohe Bergspitze gelangten, waren der englische Reisende Burton und sein Begleiter der deutsche Botaniker Mann. Seit jener Zeit ist der Versuch dieser Bergbesteigung wiederholt gesüclit, wobei alle Unternehmer dem von Burton gewählten Wege folgten, darunter auch der deutsche Reisende Ed. Robert Flegel, der am 14. Februar 1879 den Götterberg bestieg und dessen Angaben ich in meiner Erzählung folgen will.\*

---

\* Burton brach zur Besteigung des Kamerunberges am 19. Dezember 1861 auf und kehrte am 2. Februar 1862 wieder zurück. Im April 1877 soll der englische Missionar Comber die Spitze erreicht haben, da er aber alle seine Leute weit unten zurückließ und auch niemals etwas Ausführliches darüber veröffentlicht hat, so zieht man die Richtigkeit seiner Angaben in Zweifel. Nach Flegel gelang 1884 die Besteigung einer Forscherexpedition, über welche Hugo Böller in seinem Werke „Kamerun“ ausführlich berichtet.

„Hat man für die anstrengende und mehrere Tage in Anspruch nehmende Bergpartie Träger gefunden, so muß man vor allem zwei Schwierigkeiten überwinden, um vorwärts dringen zu können.

„Ein Weg oder ein Pfad führt nicht nach dem Gipfel. Wohl aber ist der erste Anstieg des Berges mit so dichtem Urwald besanden, daß man zunächst thatsächlich sich einen Weg durch das dicke Unterholz hauen lassen muß.

„Der zweite Umstand, der die Besteigung erschwert, ist der Wassermangel. Erst in der Höhe von 1500 m findet man die einzige Quelle der ganzen Umgegend, die nach ihrem Entdecker, dem Botaniker Mann, Manns-Quelle genannt wird. Die Bergsteiger müssen darum Wasser mit sich führen, das in höher gelegenen Bergortschaften ziemlich teuer verkauft wird.

„Wie genau die eingeborenen Führer der von den ersten Besteigern eingeschlagenen Tour folgen, kann man schon daraus sehen, daß Flegel unterwegs an einem Baume die Zeichen «A. Mann, 680 B.» fand, welche dieser im Jahre 1862 in die Baumrinde eingeschritten hatte.

„Bevor Flegel die Manns-Quelle erreichte, war sein Wasservorrat erschöpft, und er freute sich, an den reifen Früchten aufgefundener Brombeersträucher seinen Durst löschen zu können. Mehr aber ergöhte ihn ein anderer Fund mitten im tropischen Urwald in der Nähe des Äquators: ein duftig Weilchen! «Wie von einem Zauber berührt», schreibt er, «flogen meine Gedanken zurück um Jahre, über viele Meilen, Meer und Land hin zurück in die Heimat. Noch mehr alte Bekannte aus der Heimat sollten wir hier gewahr werden. Als ich mich bückte, das Weilchen zu pflücken, stach mich eine Nessel; das Weilchen blieb ungepflückt. Ich eilte den andern voraus, um allein zu sein in dem majestätischen Urwald, dessen Größe, Pracht und ehrfurchterweckendes Rauschen und geheimnisvolles Dunkel ich voll zu genießen in der rechten Stimmung war. Das Scheffellied klang mir in die Ohren: O Heimat, alte Heimat, was machst du das Herz mir schwer!»

„In der Nähe von Manns-Quelle ändert sich plötzlich der Charakter der Vegetation. Der Urwald hört auf und zwar wie

mit einem scharfen Messer abgeschnitten. Dort wo die dicht aneinander gedrängten letzten Baumreihen stehen, beginnt sofort ein busch- und strauchloses weites Grasland.

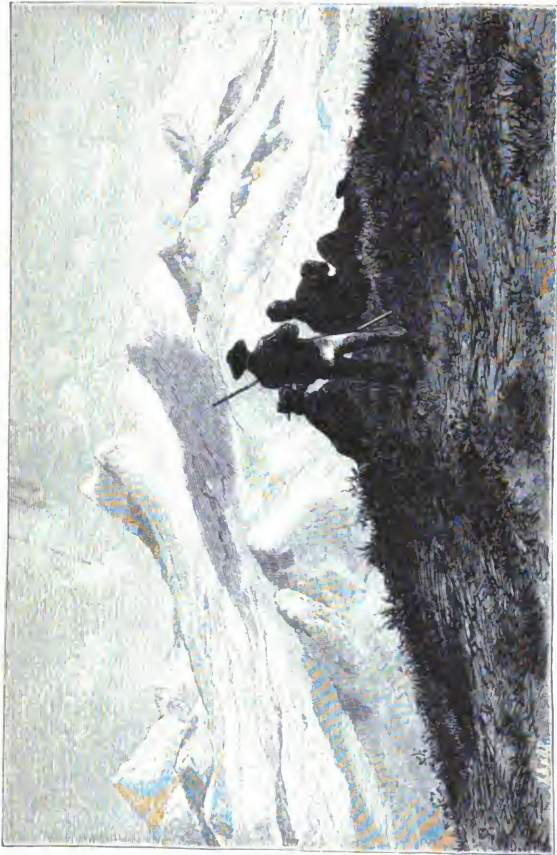
„Die Quelle selbst ist ein mehrere Quadratfuß Oberfläche enthaltendes, kaum einen halben Meter tiefes Loch, zu dem das Wasser von höhern Bodenschichten nur langsam herabsickert und von dem es nur in spärlicher Menge abfließt. Das Wasser aber ist kalt und kristallrein, das herrlichste, das man je in Afrika trinken kann.

„In der Nähe der Quelle fand Flegel eine dürftige Hütte aus Holz und Stein. Später haben sich in jener Gegend junge schwedische Jäger niedergelassen und neue Hütten gebaut; sie verließen jedoch nach kurzem Aufenthalt die Gegend, weil die Jagd ihren Erwartungen nicht entsprach.

„Von hier aus ist ein kahler Kraterkegel leicht zu erreichen. Flegel bestieg denselben und wurde durch eine prachtvolle Aussicht für die kleine Mühe reichlich belohnt.

„«Ein Bild, wie ich es noch nie gesehen», berichtet er, «entfaltete sich hier vor meinen Augen; ich befand mich auf dem Rande eines mächtigen trichterförmigen Kraters, dessen schöner, regelmäßiger Kreis nur nach Südwest nicht vollkommen geschlossen war. Im Norden vor mir lag eine herrliche Gruppe von hohen kahlen Bergen (Mount Helen u. s. w.) von rotbrauner und strohgelber Färbung, hier und da durchzogen mit dunklern Streifen, Lavawogen. Im Osten begrenzte ein hoher, nach Südost sich senkender Kamm, gebildet von einem mächtigen Lavaström, den Horizont, im Süden erfreute der schöne, von lichten Wolken umflatterte Kegel des kleinen Kamerun, Mongo-ma-Gtindeh, das Auge, während im Westen dichtbewaldete grüne Hügel den Kreis schlossen; und wo das Auge in der Tiefe einen Ruhepunkt suchte, war nichts als Lavageröll und Kraterschlünde. Ringsumher großartiges Schweigen, nur zuweilen durch den Schrei eines hoch über mir schwebenden Adlers unterbrochen. Ich schaute bald hinauf, bald um mich her, bald hinab in die Tiefen, bis ein dichter Nebelschleier alle Herrlichkeit meinen Blicken verbarg.»

„Bei Manns-Quelle ändern die Neger ihre Toilette und



Blick vom Gletscherberge auf die Klammerengruppe.  
Nach der Originalaufnahme der Expedition von Mann - Burton.

rüsten sich aus, als ob ein russischer Winter bevorstände. Das Thermometer zeigt noch 12—14 Grad Celsius, aber es giebt hier auch kühlere Tage, und allen Ernstes erzählt der Führer den Bergsteigern, daß hier in letzter Regenzeit ein alter Jäger vor Kälte (!) umgekommen ist, ja er zeigt sogar die Stelle, wo man ihn tot gefunden. Und darum ziehen jetzt die schwarzen Träger dicke wollene Strümpfe und Hosen an, setzen Mützen mit Ohrenklappen auf ihr krauses Haupt und vergessen gewiß nicht die wollenen Decken.

„Der Weiße aber marschirt weiter in dem blauen Flanellhemd und -Hose, das zusammengerollte Plaid auf dem Rücken, den Bergstock in der Rechten und eine Flasche Wasser aus Mannsquelle über der Schulter.

„Man zieht durch die Grassteppe immer hinauf, bis wieder die Sonne untergeht und neue Raft gehalten wird.

„Mit Morgengrauen geht es wiederum vorwärts. Das Gras hört auf, die Landschaft wird wilder; nichts erblickt das Auge als Lavagerölle und Kraterhöhlen, tiefe Spalten und Risse im Gestein, bedeckt mit Moos und den Wurzelresten der Büschelgräser. An Lavasäulen, an mächtigen Blöcken von den wunderbarsten Formen vorüber führt der Weg zu einem malerisch wilden Landschaftsbilde. Eine breite und tiefe Spalte in der Lavamasse, umgeben von wunderbar geformten Blöcken, kreuzt unsern Weg; an der Stelle, wo wir passieren, ist sie überdacht, zur Linken eine weite und tiefe Mulde bildend, mit wenigen verkrüppelten Bäumen und gelben Strohblumen bestanden.

„Hier ringt noch die Pflanzenwelt um die Herrschaft mit dem toten Gestein. Und noch einmal flackert sie auf wie die verlöschende Lampe. Wiederum beginnt die Graslandschaft; ein Thal schlängelt sich neben unserm Wege; dort muß eine verborgene Quelle rieseln, denn grüne Bäume und Blumen sprießen in der Thalsohle auf. Und wahrlich dort tritt eine Quelle zum Vorschein, aber nur ein fauliges Wasser sickert aus dem humusreichen Boden, ein Wasser, das man unmöglich trinken kann.

„Und dort? Hat hier ein Alpenklub in der Höhe von über 9000 Fuß eine Schutzhütte errichtet? Ein »Haus« steht dort, wie



die Neger sagen, ein elender Hundestall, für zwei Männer zu eng, ein auf den Erdboden gestelltes Hausdach aus Zweigen und Palmblättern. Eine Schutzütte ist es doch, zwar nicht für die Touristen, wohl aber für die eingeborenen Jäger bestimmt; denn hier enden die Jägerpfade und beginnt die öde Wildnis.

„Ein scharfer Ostwind weht auf den Höhen, in den Mulden herrscht Hitze, gewaltige Temperaturunterschiede auf 20—30 Schritt Entfernung erzeugend.

„Immer kleiner, immer krüppelhafter werden die Sträucher, immer spärlicher die Blumen, nordisches Moos gelangt endlich unter dem Äquator zur Herrschaft und bedeckt die Lavafelder mit viele Zoll hohem weichen Polster. Bald verschwindet der große Fie hinter steil aufsteigenden Graten, bald tritt er in den Einschnitten der Schluchten hervor — näher und näher!

„Die schwarzen Träger bleiben zurück, die Weißen klettern allein empor über Felder mit weichem Zunder, über Geröll und Schluchten.

„Endlich wird der Gipfel erreicht! Ein lautes «Zuhuhehu!» schallt über die Berge und kehrt laut zu dem Rufer zurück.

„Doch lassen wir jetzt den Augenzeugen, einen der wenigen Sterblichen, die dort hoch über afrikanischen Landen ihren Fuß auf den «Götterberg» gesetzt, von der Aussicht berichten:

„Es war ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit, das ich da überschaute. Im Westen ein tiefer steiler Abgrund, die Wand rot. Gegenüber zwei gewaltige Kraterschlünde, schwarz und gähnend, eine grauenvolle schweigende Tiefe. Der zur Linken fast kreisrund, sein rechter Nachbar nach oben kreisförmig, nach unten die Öffnung in Zacken auslaufend. Nach Norden lag eine Kuppe, die dem Anschein nach noch höher war als der Punkt, auf dem ich mich befand, wahrscheinlich die Albertspitze.

„Ich durfte den Versuch nicht machen, auch dort hinaufzu-  
gelangen, der vorgerückten Zeit wegen, und schien es auch fast eine Unmöglichkeit, über die weiten Zunderfelder zu gelangen. Nach Nordosten und Osten senkten sich erstarrte Lavaströme zu Thal. Im Südwesten hoben sich wieder mächtige Klämme und im Westen und Nordwesten tief unter uns lag eine Welt von Kraterschlünden

und Lavageröll, begrenzt durch sehr viel und schön gezackte Berg-  
rücken. Die beiden großen Kraterschlünde würden unter Künstler-  
hand ein Gemälde geben, wie es ernster und großartiger nicht  
erjonnen werden könnte.

„3 Uhr 35 Minuten traf auch Kirt\* ein und war gleich mir  
entzückt von dem Anblick. Ich forderte den Mann der Mission,  
der ein schönes Organ hat und gute Worte braucht, auf, hier ein  
Gebet zu sprechen und dem Allgütigen zu danken für diesen köst-  
lichen Augenblick, und wir knieten nieder, während er betete. Be-  
vor der Abstieg angetreten wurde, leerten wir noch den letzten  
Tropfen des in Glasgow gebrannten Hochlandwassers, grüßten die  
vier Weltgegenden mit Revolvergeschüssen und freuten uns am Wider-  
hall, steckten die leeren Hülsen und einen Zettel mit genauer An-  
gabe von Datum und Stunde und unsern Namen in die leere  
Flasche, welche wir alsdann wohlverpackt zwischen Lavageröll bargen.

„Um 4 Uhr nahmen wir Abschied vom Pico grande, der  
den Beinamen der Große mit Recht führt.

„Um 5 Uhr 30 Minuten erreichten wir unsere Leute, welche  
ebenso hungrig, durstig und abgemattet waren wie wir. Die  
Sonne sank nun bald und benahm uns die Hoffnung, die wir so  
lange gehegt hatten, unsern Lagerplatz mit den warmen Decken zu  
erreichen. Unser Führer war unwissender als wir in Bezug auf  
die Richtung, und so lagerten wir denn auf einer Höhe von circa  
11 000 Fuß (3350 m) in einer kleinen runden Vertiefung im  
Boden, wo wir etwas Schutz vor dem kalten Ostwinde fanden und  
mit Hilfe eines Feuers uns leidlich warm erhielten. Tief unter  
uns grollte ein Gewitter und oben über uns leuchteten die Sterne  
so freundlich wie stets, wenn es im Herzen fröhlich ist.“

---

\* Einer der Begleiter Flegels.

## XI. Bei den schwarzen Tirolern.

Zehn Uhr war es, als unsere Freunde sich zum zweiten Mal zur Ruhe niederlegten und in der That auch einschlafen konnten. Doch schon im ersten Schlaf wachte Zugvogel auf; er fühlte, wie ihn jemand leise rüttelte.

„Herr Doktor!“ sprach er halb im Schlafe. Da hörte er eine leise Stimme:

„Still, still, ich bin es, Zugvogel!“

Er wurde starr vor einem unbestimmten, schreckartigen Gefühl, denn es war die Stimme des Hauffaners, und Gutes konnte es nicht bedeuten, wenn der Sohn des Windes plötzlich im nächtlichen Dunkel hier erschienen war; diese Gedanken zuckten wie ein Blitz durch sein Gehirn.

„Still, still“, murmelte der Neger weiter. „Steh leise auf und weck leise deinen Freund, aber leise, daß niemand es hört, wenn euer Leben euch etwas wert ist!“

„Was ist denn los! Wie kommst du hierher, Zan . . . Sohn des Windes?“

„Schnell, schnell! Weck ihn!“ raunte der Neger. „Wir haben keine Zeit!“

Und mechanisch gehorchend schlich Zugvogel an Reinholds Lager und flüsterte ihm ins Ohr die mahnenden Worte:

„Still, still! Stehen Sie auf! Daß niemand es hört! Still nur! Gefahr! Zan Cuny ist hier!“

„Gure Büchsen, nehmt eure Büchsen in die Hand!“ kispelte der Neger, der selbst seine Vogeltöterin, die unzertrennliche Freundin, in der Hand preßte.

Darauf schob er die Leinwand des Zeltcs auseinander, schaute hinaus ins Freie, nach dem Urwald, und fauerte sodann nieder, den Spalt fest im Auge behaltend, und flüsterete leise eine schauerliche Enthüllung.

Nach dem Berichte des Hauffaners waren Zugvogel und Reinhold verraten. Der Schwarze Tom war inzwischen eingetroffen; er ahnte sofort, daß Jan Cuny nur der Sohn des Windes sein konnte und schwor, ihn und seine weißen Helfershelfer umzubringen. In der Hütte der Heze hatte er erfahren, daß der Sohn des Windes mit einem Weißen dort gewesen sei, und das bildete für ihn den Beweis, daß Zugvogel und Reinhold den Hauffaner unterstützten. Er hatte noch an der Küste Geschäfte abzuwickeln und fürchtete, daß er dort wegen Sklavenhandels von den Weißen verklagt werden könnte.

Daß zwischen der Jagdhütte und der „Anna-Marie“ seit Wochen keine Mitteilungen ausgetauscht wurden, wußte er gleichfalls durch Seidels Vermittlung, und so beschloß er mit einer Handvoll verwegenener Sklavensjäger und im Einverständnis mit einigen Häuptlingen benachbarter Dörfer die Karawane Reinholds zu überfallen, die Weißen zu töten und den Sohn des Windes, wie er glaubte, seiner einzigen Stütze zu berauben. Ein so teuflischer und kühner Plan würde von den feigen Kamerunnegern niemals ausgeheckt werden können, aber der Schwarze Tom, der die Verbrecherkunst in Amerika kennen gelernt hatte, wußte wohl, daß er hier straflos morden durfte.

Die von Reinhold gemieteten Führer wurden vom Schwarzen Tom bestochen. Es war abgekartet, daß sie heute die Weißen nicht weiter als bis zu diesem Plateau führen sollten, und der improvisierte Prairiebrand war das Signal, daß die List gelungen sei. Um die Mitternacht sollte der Überfall stattfinden, die beiden Führer waren schon vor einer halben Stunde, als sie Reinhold und Zugvogel schlafen sahen, fortgeschlichen, um zu ihren Mordgenossen im Urwald zu stoßen, und diesen Augenblick benutzte der Sohn des Windes, um in das Lager seiner Freunde zu gelangen.

Zu weitem Fragen gab es jetzt keine Zeit. Die drei Männer

nahmen nun an drei Punkten des Zeltcs ihre Posten ein, und durch vorsichtig in der Leinwand angebrachte Öffnungen, die Schießscharten ihrer Festung, sahen sie dem Nahen des Feindes entgegen. Die feigen Krunegeer ließ man absichtlich schlafen; drei geübte Schützen, wie Zugvogel, der Hauffaner und Reinhold, konnten einer Armee der schwarzen Teufel trotzen.

Es vergingen lange, bange Minuten. Stumm und still blieb der Wald, dessen Rand sich scharf von der niedergebrannten Grasflur abhob.

Da tönte etwas durch die Büsche — wie ein leiser Pfiff. Er weckte das Echo an zwei andern Stellen des Waldes. Die Hände der Bedrohten ergriffen fester die Büchsen. Die Entscheidung nahte.

Von dem dunkeln Grunde des Waldes, der dem Hauffaner gegenüberlag und den auch Zugvogel zum Teil übersehen konnte, löste sich jetzt eine dunkle Gestalt ab. Ein stark gebauter Mann schritt vorsichtig, die Flinte in der Hand, vorwärts. Noch einmal blickte er nach dem Zelte, nach dem Lagerfeuer, an dem die Krunegeer ruhig schliefen, dann schwang er die Büchse über dem Kopf, als ob er ein Zeichen geben möchte, und holte aus zu einem gewaltigen Sprung, wie der Tiger, der auf seine Beute losstürzen will. Doch in diesem Augenblick zuckte ein Feuerstrahl aus der Büchse des Hauffaners, der Donner des Schusses krachte dumpf in den Bergen, und während die dunkle Gestalt am Waldesrand zusammenbrach, tönte aus dem Zelte der laute Ruf „Inschallah!“ — das Triumphgeschrei des Betrogenen, der seinen Todfeind mit sicherem Schuß niedergestreckt hatte. Erschreckt sprangen die Krunegeer auf und flüchteten in das Zelt, nach der Ursache des Schusses forschend. Sie wurden jedoch streng zur Ruhe verwiesen und verkröchen sich zitternd hinter den Warenballen.

Die drei Vertheidiger des Zeltcs standen aber unbeweglich auf ihren Posten, das Auge unverwandt auf den Waldesjaum gerichtet.

Wiederum ertönte ein Pfiff von der Seite des Gebüsches, vor welchem der Sohn des Windes den ersten Gegner niedergesauert hatte. Der Pfiff klang diesmal laut und schrill, und ein Duzend Teufel sprangen aus verschiedenen Richtungen hervor.

Drei Schüsse knallten den Stürmenden entgegen und hemmten drei der Angreifer in ihrem Laufe. Als die übrigen die Hälfte der Pichtung erreicht hatten, donnerten die Büchsen von neuem, sodaß die Räuber, auf einen solchen Empfang nicht vorbereitet, schleunigst die Flucht ergriffen, nachdem sie, schlecht zielend, das Feuer erwidert.

Langenoch blieben die drei Jäger in der kampfbereiten Stellung, aber ein neuer Angriff wurde nicht mehr gewagt, nicht einmal ein Schuß wurde gegen das Zelt abgefeuert.

Der Anschlag des Schwarzen Tom war gründlich vereitelt. Mit einem Duzend Sklavenzäger wollte er zwei Weiße im Schlafe überfallen; er fand sie aber kampfbereit und überdies durch einen nie fehlenden Schützen verstärkt. Die Kamerunneger hatten ihm ohne Zweifel jede Unterstützung im Kampfe verweigert, und die Behauptung des Hauffaners, daß drei Scharfschützen zur Abwehr des Angriffs genügen würden, erwies sich völlig richtig.

Aber auf dem Schlachtfelde fehlt es niemals an Geiern und Hyänen. Und als der Morgen graute, wurde es lebendig im Walde. Man hörte lautes Rufen und Schreien; es waren sicher keine Feinde, die sich dort so vorlaut geberdeten. Es mußten Bewohner der benachbarten Gebirgsdörfer gewesen sein, welche die Schüsse herbeigelockt hatten, oder auch Mitwissende des geplanten Überfalls, die jetzt, nachdem er mißlungen, sich freundlich den Weißen zu nähern suchten.

Und in der That traten einige Bathwirineger, Palmzweige zum Zeichen friedlicher Gesinnung schwingend, aus dem Walde und näherten sich dem Zelte. Sie wurden freundlich empfangen und mit ihnen durchsuchte man das Schlachtfeld. Nur auf der Seite, die dem Feuerrohr des Hauffaners ausgesetzt war, lagen zwei Leichen.

Die eine war die eines stark gebauten Mulatten, eines Portugiesen, wie man hier die Mischlinge nennt; in dem krampfhaft geschlossenen Munde stak noch eine silberne Signalpfeife, während die tiefe Achselhöhle eine breite Schußwunde zeigte.

Der Sohn des Windes setzte seinen Fuß auf die Brust des Toten; ein wildes, triumphierendes Lachen verzerrte seine Züge,

er war gerächt — der Schwarze Tom, sein Erbfeind lebte nicht mehr.

Dr. Reinhold beugte sich über die Leiche und untersuchte die Wunde; die Kugel hatte die Achselader getroffen. Der Mann brach wohl im ersten Augenblick, als er sich getroffen fühlte, instinktiv zusammen, um sich vor einem zweiten Schuß zu schützen. Er mochte weiter kriechen wollen, denn einige Schritte im Umkreis sah man frische Blutspuren, bis er mit dem starken Blutverlust die Abnahme seiner Kräfte merkte und in letzter Verzweiflung und Anspannung seiner Kräfte den zweiten Signalpfeiff ertönen ließ. Es war ein Hilferuf, den seine Mordgesellen als Angriffszeichen auffaßten. Von den Fliehenden unbeachtet blieb er da liegen, um in kurzer Zeit zu verbluten.

Die andere Leiche betrachtete der Sohn des Windes mit wildem Hohnlachen. Hier hatte die Kugel das Herz getroffen, und auch hier hatte ihr Lauf Vergeltung geübt, denn es war einer der vertrautesten Sklaven des Hausfaners, der eine Botschaft vom fernen Osten nach dem Venuë überbracht hatte und dennoch den Sohn des Windes betrog und mit dem Schwarzen Tom gemeinsame Sache machte.

„Allah ist gerecht!“ jagte ernst der Muselman, und als jetzt gerade die Sonne tief unten über der Ebene aufstieg, fiel er auf die Knie und verrichtete laut sein Dankgebet.

Auch Dr. Reinhold und Zugvogel entblößten ihre Häupter und murmelten leise ein Gebet — für die Seelen der Feinde, die im Kampfe gefallen waren.

Oben auf dem Berge aber schimmerte noch immer das weiße Kleid des Gottes, der gestern ein Unheil verkündet hatte, und in banger Furcht schauten die Neger zu ihm hinüber und fühlten sich bestärkt in ihrem Irrwahn, bestärkt in dem Aberglauben ihrer Väter; zugleich aber erzitterten ihre Herzen von dem erwachenden Bewußtsein eines gerechten allmächtigen Wesens, welches hier ein schändes Verbrechen so rasch und so deutlich gestraft!

Da in dem nächtlichen Kampfe nur Fremde engagiert waren, brauchte man keine Verwickelungen mit den Eingeborenen zu

befürchten, und so beschloß Dr. Reinhold weiter zu marschieren. Der Sohn des Windes, der auch diese Gegend zu kennen schien, übernahm an Stelle der entlaufenen Mbingaleute die Führung. Er wollte seine Freunde zu einem befreundeten Häuptling geleiten und führte die Karawane über einen bequemen Gebirgspaf. Während des Marsches aber erzählte er Zugvogel und Reinhold seine letzten Erlebnisse und wie es gekommen war, daß er die Anschläge des Schwarzen Tom erfuhr und seinen Freunden rechtzeitig die nötige Warnung überbringen konnte.

Seit Jahren schon bestand in dem unternehmungslustigen Volke der Hauffaneger der Trieb, benachbarte Länder ihrem Handel zu erschließen. So kamen die Haussa nach Adamaua und suchten von hier auch in das Hinterland von Kamerun vorzudringen.

Als nun der Sohn des Windes eines der Gebirgsdörfer erreicht hatte, in welchem er den Aufenthalt seiner jüngern Tochter vermutete, stieß er zu seinem nicht geringen Staunen auf einige Hauffaneger, welche, wie sie ihm mitteilten, zur Karawane eines Händlers aus Zola gehörten. Der Sohn des Windes kannte jenen Mann sehr gut; er suchte ihn auf, wurde freundlich empfangen, und mit Hilfe des alten Bekannten gelang es ihm leicht, seine jüngere Tochter, welche als Sklavin an einen Häuptling verkauft war, gegen entsprechende Warengeschenke zu befreien.

Er machte sich dann noch einmal auf den Weg nach dem geheimnisvollen See, um von hier das andere Mädchen zu holen und dann mit der Karawane der Hauffaner nach Zola zurückzugehen. Als er auf dem Rückwege an der Hütte der Heze vorüberkam, war bereits tiefe Nacht angebrochen, er wollte dort übernachten und schlich leise an die Behausung heran.

Wie groß aber war seine Überraschung, als er hier laute Männerstimmen hörte, darunter eine ihm wohlbekannte und wohlverhaßte, diejenige des Schwarzen Tom. Der Räuberhauptmann geberdete sich wütend; er hatte sofort erkannt, wer der für ihn neu angeworbene Scharfschütze sei, und wußte nur zu gut das Verschwinden der Sklavin und die Flucht des Vogelötters zu deuten. Auch der geplante Marsch der Weißen nach dem Gebirge kam ihm verdächtig vor. Die kleine Karawane Reinholds hielt er für



Bundesgenossen desjenigen, den er betrogen und bestohlen hatte, und beschloß rasch, sich der ihm unbequemen Leute zu entschuldigen.

Der Sohn des Windes belauschte den ganzen Plan, den der Schwarze Tom mit den treuloßen Führern verabredete. Wie eine flüchtige Antilope eilte er auf geheimen Pfaden ins Gebirge, um seinem neuen Freunde aus Zola die ältere Tochter zuzuführen. Dann ging er zurück, bis an die Stelle, wo der Überfall stattfinden sollte. Er wollte nicht nur seine Freunde warnen, er brannte auch vor Begierde, hier seinem Erzfeind zu begegnen und die alte Rechnung auszugleichen. Allah erhörte seine Gebete, nun durfte er mit ruhigem Herzen heimwärtsziehen.

Lange schon war der Sohn des Windes mit seinem Bericht zu Ende, als die Karawane auf eine freie Pflanzung gelangte und hier, im üppigen Grün schön gehaltener Pflanzungen, ein Alpendorf des Kameruner Landes sich den Augen der Wanderer darbot.

Die Hütten des Dorfes lagen am Berghange unregelmäßig zerstreut und bedeckten beinahe den Flächenraum einer größern europäischen Stadt. Ein stark gebauter Menschenschlag wohnte darin; ein für Westafrika seltener Reichtum an Kühen, Ziegen und Schweinen fiel besonders ins Auge, dazwischen trieben sich Hunde mit häßlichen hyänenartigen Köpfen umher. Hier waren richtige Anfälle der Viehzucht vorhanden und unwillkürlich dachten die Reisenden an die Tiroler Alpendörfer, als sie die anmutige Ortschaft betraten.

Es sollte allerdings die einzige gewesen sein, die sie in dem herrlichen Berglande geschaut, denn obwohl sie von den Eingeborenen freundlich empfangen wurden, bedeutete man ihnen doch, daß von weiterm Vordringen keine Rede sein dürfe. Das Land sei so wie so durch den Schwarzen Tom gegen die Weißen in Aufruhr versetzt worden, und jetzt erst nach dem stattgehabten Kampfe müsse man ernste Unruhen befürchten. Führer wären hier auch nicht zu beschaffen, da die einzelnen Ortschaften in alter Fehde miteinander lebten. Solche und andere Gründe ohne Zahl wurden Reinhold aufgetischt, und er merkte dabei wohl, daß auch der bisherige Bundesgenosse, der Sohn des Windes, im Einverständnis

mit seinem Freunde aus Zola, der gleichfalls in dem Dorfe erschienen war, gegen den weiteren Vormarsch der Weißen agitierte.

Die Händler wollten ihre Karawanenwege den Weißen nicht verraten. Hier sollten sich also die Wege Zugvogels und des Sohnes des Windes für immer trennen. Nach dem Benuß zog es den einen, der andere sollte zur Küste umkehren. Da half kein Bitten, die größten Geschenke wurden standhaft zurückgewiesen, und mit schweren Herzen mußten die Forscher an der Schwelle des westafrikanischen Tirol umkehren.

Der Abschied nahte, er sollte sich aber nicht nur herzlich, sondern auch feierlich gestalten. Das nackte afrikanische Rittertum zeigte sich in seiner vollen Würde. Es stand ein großes Festmahl, ein glänzendes Turnier bevor, und vor allem sollten der weiße und der schwarze Vogelstötter nicht eher voneinander scheiden, als bis sie sich durch Bande ewiger Freundschaft und Treue miteinander verbunden.

Nach alter afrikanischer Sitte forderte der Sohn des Windes Zugvogel auf, mit ihm das „Sangele“ zu trinken.

Ein großer prachtvoller Regenschirm, zierlich und kunstvoll aus bunten Federn gearbeitet, wurde aufgespannt, und während die beiden Freunde sich unter ihm niederließen, richteten sie sich die Haut am Oberarme auf und tranken gegenseitig einen Tropfen Blut voneinander, unter feierlichen Beteuerungen ewiger Treue und ewiger Bundesgenossenschaft.

Der Sohn des Windes, der neue und so eifrige Muselman, stak noch tief im alten Heidentum und konnte sich von den Bräuchen seiner Väter nicht trennen.

Die ernste Ceremonie war zu Ende. Jetzt brach die Versammlung auf und zog nach dem Turnierplatz.

Wie sonderbar! Die biedereren Bakhwiri des Kamerungebirges finden Freude und Wohlgefallen an denselben Spielen, die seit undenklichen Zeiten auch die Bewohner unserer Berge pflegen. „Kankeln“ nennen es die Tiroler, „Fla-Fla“ die Bakhwiri — es ist aber dasselbe Kampfspiel, in welchem nach allen Regeln der Kunst Mann gegen Mann ringen muß und bei welchem derjenige

als Sieger gefeiert wird, dem es gelingt, seinen Gegner kunstgerecht zu Boden zu werfen.

Diesmal sollte das Turnier besonders glänzend werden. Nicht allein der Häuptling hatte Preise ausgesetzt. Seidene Tücher stiftete Zugvogel, einen Hinterlader Dr. Reinhold, und auch der Händler von Zola überreichte wertvollere Gaben. Bald wurden die Richter gewählt, die Preise bestimmt, und die schwarzen Athleten traten in die Arena. Zur Feier des Tages hatten sie um ihre Hüften neue bunte Tücher gelegt, begrüßten sich mit ritterlichen Grimassen und warteten auf das Zeichen zum Beginn des Kampfes.

Daselbe Gefühl, welches die Römer für ihre Circusspiele begeisterte, welches noch jetzt den Spanier an den Stierkämpfen Freude empfinden läßt, beherrschte auch hier die Gemüther der wohl an tausend Köpfe betragenden Zuschauermenge. Auch hier gab es Parteien, denn man vernahm deutliches Murren und laute Verwünschungen in der Menge, wenn einer der Ringenden unterlag, jauchzenden Beifall, wenn der andere siegte.

So wogte stundenlang das bunte Schauspiel, bis alle Preise verteilt waren und die Sonne erlosch. Dann begannen bei flackerndem Lagerfeuer das Gastmahl und der Tanz, und tief in die Nacht hinein klangen die Trommeln, schollen die lauten Zuchzer zum gestirnten Himmel empor.

So wechseln überall Lust und Leid auf Erden. Unbestattet lagen noch am Rande des Urwaldes die Opfer der vergangenen Nacht, und hier vergaß ein jeder das Geschehene und ließ sich von dem Strudel der allgemeinen Fröhlichkeit fortreißen.

Wahrlich! Wie weit wir uns von der Heimat entfernen, wenn auch alles um uns sich verändert, Werke der Kultur verschwinden, fremde Menschen, fremde Tiere und fremde Pflanzen uns umgeben — überallhin folgen uns wie Regen und Sonnenschein die unzertrennlichen Begleiter des Menschengeschlechts: Lust und Leid, Thränen der Bedrückten und der Glücklichen frohes Lachen!

---

## XII. Heimkehr.

Der nächste Morgen brachte Gewitter und trüben regnerischen Tag. Die Weißen nahmen Abschied von den lebenslustigen schwarzen Tirolern und stiegen langsam zu Thal. Zugvogel schleppte sich nur mit Mühe vorwärts. Ein Fieberanfall kehrte mit verstärkter Kraft zurück, und als das Fieber eintrat, mußte der Ärmste auf einer Bahre von den Negern getragen werden.

So erreichte man das Hochplateau, den Schauplatz des Überfalls, begrub hier in aller Stille die beiden Leichen und verbrachte eine trostlose Nacht.

Auch am andern Morgen setzte das Gewitter ein, und auf durchnässten Pfaden schleppte sich die Karawane mit Mühe bis zur Jagdhütte vorwärts.

Teilnahmslos betrachtete Zugvogel die Stätten seines frühern Wirkens; das Fieber wollte nicht weichen, und seine Kraft war völlig gebrochen. Die Scherze Reinholds erheiterten ihn nur vorübergehend; er fühlte sich übersättigt von all den Eindrücken, die ihn bestürmt und überwältigt hatten, und die er nicht verarbeiten konnte.

Welchen Zweck hatte hier sein Aufenthalt? Er war ausgezogen, ein Händler zu werden; das Leben in einer Faktorei schien ihm von weitem so verlockend, und schon am ersten Tage fand er, daß er für diese Arbeit nicht geeignet war, daß die Kenntnisse, die er sich erworben, in einer solchen Stellung keineswegs verwertet werden konnten, und daß der Lohn, der für einen solchen

Dienst gegeben wurde, mit den Mühen einer so weiten Reise kaum in Einklang stand. Der Handel mit Palmöl und Elfenbein mochte den Lebensanschauungen anderer genügen, er, der schon in Europa kein guter Kaufmann gewesen, paßte schlecht in das Kontor der „Anna-Marie“.

Freilich mitten im Urwalde sind ihm andere Lebensaufgaben klar geworden: die Naturforschung würde seinen wissensdurstigen Geist vollauf befriedigen. Aber er war ja ein Stümper, ein Nichtswisser, der nicht einmal als Assistent eines Gelehrten wie Dr. Reinhold sich hätte nützlich machen können. Doch er war noch jung; er konnte alles nachholen; vor der Hand mußte er zurück nach Deutschland, in den akademischen Hörsaal, um dann mit gereiftem Wissen das Wunderland zum zweiten Mal zu betreten.

Mit diesen Gedanken langte er auf der „Anna-Marie“ an. Hier herrschte eine nicht geringe Verwirrung. Seidel, der schwarze Kommiss, war spurlos verschwunden, und seine Flucht brachte man auch mit dem Verschwinden der „schwarzen Hult“ in Bimbia in Verbindung, die vor wenigen Tagen urplötzlich als flotter Kutter in See stach. Wagner, der Chef der „Anna-Marie“, dem es jetzt an brauchbaren Leuten fehlte, rechnete bestimmt auf Zugvogel und Jan Cuny. Er war darum nicht besonders erfreut über die abenteuerliche Vergangenheit und den ritterlichen Abschied des hauffanischen „Prinzen“, und auch über das Fieber, welches sich Zugvogel in dem so „überaus gefunden“ Gebirge geholt hatte, keineswegs erbaut. Er brummte etwas in den Bart hinein, wie „Extravaganzen, Abenteuer, keine Spur von Solidität“ u. dgl., fragte ironisch nach neuen Rußpflanzen und Warenproben, und hielt beim Morgenkaffee Dr. Reinhold eine lange Rede über die Großmut und Generosität des Handels, welcher für die Wissenschaft in uneigennützigster Weise Opfer zu bringen wisse.

Zugvogel aber packte inzwischen seine Sachen zusammen, da Dr. Reinhold und ein in Kamerun anwesender schweizerischer Arzt ihm die ungeäumte Rückkehr nach Europa befohlen.

Schon mit dem nächsten Postdampfer verließ er Kamerun, um an sich selbst den trefflichen Ausspruch eines berühmten Afrika-

forschers zu erproben: daß der schönste Augenblick einer Afrika-  
reise doch stets die Ankunft in Europa sei!

Dr. Reinhold aber sagte, als man die Taschentücher schwenkte:

„Ein echter Zugvogel! Mit den Schwalben brach er auf  
nach dem heißen Afrika, und da die gefiederten Scharen sich in  
Kamerun zur Rückkehr in die Heimat rüsten, folgt er ihrem Zuge.  
Er wird sein ganzes Leben lang ein Zugvogel bleiben.“



Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

## **Illustrierte Jugendschriften über deutsche Kolonien.**

### **Am Victoria-Njansa.**

**Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte.**

Der reisern Jugend erzählt von

**C. Falkenhorst.**

2. Auflage. Mit 41 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

### **Der Bauberer vom Kilima-Ndjaru.**

**Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika.**

Der reisern Jugend erzählt von

**C. Falkenhorst.**

5. Auflage. Mit 54 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

### **Sturmhaken.**

**Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel.**

Der reisern Jugend erzählt von

**C. Falkenhorst.**

4. Auflage. Mit 83 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

### **Eldoradofahrer.**

**Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit.**

Der reisern Jugend erzählt von

**C. Falkenhorst.**

4. Auflage. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck. - 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

### **Die Goldgräber von Angra Pequena.**

Der reisern Jugend erzählt von

**D. Elster.**

4. Auflage. Mit 30 Abbildungen und Karte. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.







DT 566

E89

1893



